

Volksstimme

Sozialdemokratisches Organ für den Regierungsbezirk Magdeburg.

Die Volksstimme erscheint täglich abends mit Ausnahme der Sonn- und Festtage mit dem Datum des folgenden Tages. — Verantwortlicher Redakteur (mit Ausnahme der Beilage Die Neue Welt): Ernst Witte, Magdeburg. Verantwortlich für Inserate: August Seibert, Magdeburg. Druck und Verlag von W. Paunlich & Co., Magdeburg. Geschäftsstelle: Gr. Mühlgr. 3, Fernspr. 1547. Redaktion und Druckerei: Gr. Mühlgr. 3, Fernspr. für Redaktion 1794, für Druckerei 961.

Pränumerando zahlbarer Abonnementspreis: Vierteljährlich (inkl. Bringerlohn) 4 Mk. 25 Pf., monatlich 80 Pf. Per Kreuzband monatlich 70 Pf. In der Expedition und den Ausgabestellen vierteljährlich 4 Mk. Bei den Postanstalten 2,25 Mk. Einzelne Nummern 5 Pf. Sonntags- und Illustrierte Nummern 10 Pf. — Infektionsgebühr: die festgeschaltete Beilage 15 Pf., auswärts 25 Pf., im Ausland 30 Pf. — Post-Zeitungsgebühr Seite 40/45

Nr. 174.

Magdeburg, Dienstag den 28. Juli 1908.

19. Jahrgang.

Die heutige Nummer umfaßt 10 Seiten einschließlich des Romans „Der Zusammenbruch“

Die Kämpfe der deutschen Gewerkschaften.

I.

Aus den Veröffentlichungen verschiedener Gewerkschaftsblätter über die Lohnbewegungen und Lohnkämpfe einzelner gewerkschaftlicher Organisationen im Jahre 1907, schreibt das „Correspondenzblatt“ der Generalkommission, war schon zu erkennen, daß die wirtschaftliche und industrielle Krise im verflochtenen Jahre die Machtstellung der Gewerkschaften, die Kampfeslust und Kampfesmöglichkeit derselben nicht wesentlich zu beeinflussen vermochte. Klarer und deutlicher aber als in den Einzelberichten kommt diese Tatsache in der Statistik der Generalkommission zum Ausdruck. Die Erfolge gewerkschaftlicher Tätigkeit auf dem Gebiete der Regelung und Verbesserung der Arbeitsbedingungen lassen sich nur an den Ergebnissen der ohne Arbeitseinstellung verlaufenen Lohnbewegungen, in Verbindung mit den Ergebnissen der Streiks und Aussperrungen, ermessen. Die einseitige amtliche Streikstatistik, die stets nur einen Teil der Lohnkämpfe umfaßt, die „friedlichen“ Lohnbewegungen aber gänzlich unbeachtet läßt, gibt ein völlig verzerrtes, falsches Bild von dem Ringen der organisierten Arbeiterschaft mit dem Unternehmertum und von den Erfolgen der Gewerkschaften.

Wie wenig die gewerkschaftliche Tätigkeit durch den wirtschaftlichen Niedergang im letzten Jahre beeinflusst worden ist, ergibt sich allein daraus, daß die Zahl der Fälle, in denen Forderungen hinsichtlich der Arbeitsbedingungen gestellt wurden, gegen das Vorjahr nur wenig zurückgegangen und gegen 1905 noch bedeutend gestiegen ist. 1905 wurden in 5659 Fällen Forderungen gestellt, 1906 in 8543 Fällen und 1907 in 8053 Fällen. Es entfallen also von den 22 255 in den letzten drei Jahren gestellten Forderungen 25,4 Prozent auf das Jahr 1905, 38,4 Prozent auf das Jahr 1906 und 36,2 Prozent auf das Jahr 1907. Auch hinsichtlich der Errungenschaften übertrifft das Krisenjahr 1907 noch wesentlich das im Zeichen der Hochkonjunktur stehende Jahr 1905, wenn es auch in dieser Beziehung nicht ganz an das an Lohnbewegungen und Lohnkämpfen außerordentlich reiche Jahr 1906 heranreicht. Von den 6206 Tarifverträgen, welche in den letzten drei Jahren insgesamt zwischen Gewerkschaften und Unternehmern abgeschlossen worden sind, entfallen nur 24,3 Prozent auf das Jahr 1905, während 38 Prozent auf 1906 und 37,7 Prozent auf 1907 entfallen. Nun bedeutet der Abschluß eines korporativen Arbeitsvertrages an sich noch keinen Erfolg der Gewerkschaften, daß aber in puncto Arbeitszeitverkürzung und Lohnerhöhung im Jahre 1907 noch weit größere Erfolge erzielt worden sind als 1905, beweisen die folgenden Zahlen. In den Jahren 1905 bis 1907 wurde für 774 743 Personen Arbeitszeitverkürzung erreicht, wovon auf 1905 24,1 Prozent, auf 1906 43,8 Prozent und auf 1907 32,1 Prozent entfallen. Nebenbei ist das Verhältnis in bezug auf Lohnerhöhung. Von 1 632 103 Personen, für welche in dem genannten Zeitraum Lohnerhöhungen erzielt wurden, kommen auf das Jahr 1905 26,2 Prozent, auf 1906 42,4 Prozent und auf 1907 31,4 Prozent. In jeder Hinsicht sind also die Erfolge der Gewerkschaften im Jahre 1907 viel größer als im Jahre 1905 und nicht viel kleiner als 1906. Man sieht, wie falsch es ist, die gewerkschaftlichen Erfolge lediglich nach der Zahl der erfolgreich beendeten Streiks und Aussperrungen beurteilen zu wollen.

Von den 8053 Fällen, in denen im Jahre 1907 Forderungen gestellt worden sind, wurden in 12 412 Orten insgesamt 56 272 Betriebe mit 1 118 233 Beschäftigten betroffen. In 235 Fällen mußten die Forderungen als aussichtslos zurückgezogen werden, während in 166 Fällen die Forderungen der Arbeiter von den Unternehmern stillschweigend anerkannt und bewilligt worden sind. In 4652 Fällen wurden die Differenzen durch erfolgreiche Unterhandlungen mit den Unternehmern beigelegt, während in 14 Fällen, in denen der Verband der Gemeindegewerkschaften mit den kommunalen Verwaltungen in Unterhandlungen getreten ist, am Jahreschluß die Verhandlungen nicht zum Abschluß gekommen waren. Insgesamt waren an diesen Bewegungen, die ohne Arbeitseinstellung ihre Erledigung fanden, 525 235 Personen beteiligt. In 2986 Fällen kam es zur Arbeitseinstellung oder zur Aussperrung. Während im Jahre 1906 nur 54,1 Prozent der Arbeitskonflikte durch erfolgreiche Unterhandlungen oder durch stillschweigende Zugeständnisse der Unternehmer ihre Erledigung fanden und 45,9 Prozent derselben Arbeitseinstellungen oder Aussperrungen im Gefolge hatten, konnten im letzten Jahre 61,8 Prozent der Differenzfälle ohne Arbeitseinstellung

resp. Aussperrung beigelegt werden, so daß nur in 38,2 Prozent aller Konflikte das Mittel des Streiks resp. der Aussperrung in Anwendung kam. Die Zahl der an Streiks und Aussperrungen Beteiligten bleibt denn auch wesentlich hinter der des Jahres 1905 zurück. Während 1905 insgesamt 407 964 Personen an Streiks und Aussperrungen beteiligt waren, betrug die Gesamtzahl der Streikenden und Aussperrten im Jahre 1906 nur 316 042 und im Jahre 1907 nur 281 030. Die Gesamtkosten der Lohnbewegungen, Streiks und Aussperrungen betragen im letzten Jahre 12 533 561 Mark, blieben also um 918 157 Mark gegen das Vorjahr zurück und sind um 1 534 428 Mark höher als im Jahre 1905.

Durch Lohnbewegungen, Streiks und Aussperrungen wurde 1907 im ganzen erreicht: Arbeitszeitverkürzung für 248 911 Personen, zusammen 912 660 Stunden pro Woche und Lohnerhöhung für 513 213 Personen, zusammen 992 695 Mark pro Woche. Ferner wurde erreicht Lohnaufschlag für Nacht- und Sonntagsarbeit in 1374 Fällen, Beseitigung der Akkordarbeit in 75 Fällen, Verbesserung der Fabrik- bzw. Bau- oder Werkstattordnung in 38 Fällen, Maßregelung wurde abgewehrt in 170 Fällen und sonstiges wurde erreicht in 1837 Fällen. Korporative Arbeitsverträge wurden in 2339 Fällen für insgesamt 272 046 Arbeiter und Arbeiterinnen abgeschlossen.

Die Verkürzung der Arbeitszeit beträgt durchschnittlich für jeden Beteiligten 3 3/4 Stunden pro Woche gegen 3 1/4 Stunden in den beiden vorhergehenden Jahren. In einigen Fällen wurden ganz beträchtliche Arbeitszeitverkürzungen erzielt. So wurde für 71 Personen eine Verkürzung der Arbeitszeit von je 30 Stunden pro Woche herbeigeführt. Eine Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit von mehr als neun Stunden erreichten insgesamt 4598 Personen.

Die erkämpfte Lohnerhöhung betrug im Jahre 1907 im Durchschnitt für jeden Beteiligten 2,07 Mark pro Woche und im Jahre 1906 nur 1,87 Mark pro Woche, während sie im Jahre 1907 wieder 1,93 Mark pro Woche beträgt. Lohnerhöhungen von mehr als 6 Mark pro Woche wurden im Jahre 1907 für 2229 Personen erreicht gegen 805 im Jahre 1906 und 698 im Jahre 1905. Sind auch Lohnerhöhungen im Jahre 1907 nicht in dem Umfange erreicht worden wie 1906, so ist das Errungene doch durchaus nicht zu unterschätzen. Schon die Tatsache, daß in einer Zeit wirtschaftlichen Niedergangs es den Gewerkschaften möglich ist, Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen in solchem Umfange durchzusetzen, und zwar zum größten Teile ohne Streit, beweist, welche Macht den gewerkschaftlichen Organisationen innewohnt.

Insgesamt fanden im letzten Jahre 5067 Lohnbewegungen ohne Arbeitseinstellung statt. 4801 Bewegungen dienten zur Erringung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen und 266 Bewegungen dienten der Abwehr von Verschlechterungen. Die Angriffsbewegungen erstreckten sich auf 32 521 auf 8540 Orte verteilte Betriebe mit zusammen 659 094 Beschäftigten. 843 Bewegungen mit 73 641 Beteiligten endeten mit teilweisem Erfolg und 205 Bewegungen mit 15 700 Beteiligten waren erfolglos, während der Ausgang von 6 Bewegungen unbekannt blieb. 14 Bewegungen mit 7201 Beteiligten waren am Schluß des Jahres nicht beendet.

Die 266 Abwehrbewegungen erstreckten sich auf 198 Orte und 330 Betriebe mit 42 665 Beschäftigten. Teilweisen Erfolg hatten 18 Bewegungen mit 1197 Beteiligten und erfolglos waren 22 Bewegungen mit 381 Beteiligten.

Von den Angriffsbewegungen des Jahres 1907 wurden 4131 durch Vergleichsverhandlungen beigelegt. Abwehrbewegungen wurden 217 durch Vergleichsverhandlungen erledigt.

Die Gesamtzahl der im Jahre 1907 von den Gewerkschaften geführten Streiks beträgt 2584. Davon waren 1721 Angriffstreiks und 863 Abwehrtreiks. Die Zahl der Aussperrungen, von denen die Gewerkschaften betroffen wurden, beträgt 402. Sonach fanden im letzten Jahre insgesamt 2986 Lohnkämpfe statt, an denen insgesamt 281 030 Personen beteiligt waren. Die Gesamtkosten der Streiks und Aussperrungen betragen 12 364 082 Mark.

Die 1721 Angriffstreiks wurden von 48 Gewerkschaften geführt und erforderten an Ausgaben die Summe von 5 082 221 Mark. Beteiligt an den Angriffstreiks waren 131 427 männliche und 11 517 weibliche Streikende. Es endeten erfolgreich 866 Streiks mit 51 344 Beteiligten, teilweise erfolgreich 495 Streiks mit 53 006 Beteiligten, erfolglos 270 Streiks mit 35 371 Beteiligten und unbekannt 90 Streiks mit 3223 Beteiligten.

Politische Uebersicht.

Magdeburg, den 27. Juli 1908.

Der Fall Schüding.

Zu einem Blockfandal ersten Ranges hat sich der Fall des Gutsamer Bürgermeisters Dr. Schüding entwickelt. Die freisinnige Blockpresse hat einen Mann, der noch vor wenigen Wochen Landtagskandidat der Freisinnigen Volkspartei war und es wahrscheinlich bei der bevorstehenden Erntewahl im Kreise Londern wieder sein wird, nicht behandelnd können wie einen unbekanntenen kleinen Wahlagitator in Londern oder einen freisinnigen Lehrer in Josophowo, den man in aller Stille erwürgen läßt. Für die Wehrzahl der liberalen Zeitungsleser bedeutet die Mitteilung, daß unter der gefegneten Blockära freisinnige Lehrer und Beamte gemäßregelt und drangaliert werden, eine sensationelle Enthüllung, deren aufreizende Wirkung durch die allmähliche Verbollständigung der ersten Nachrichten noch gesteigert wird. Das „Berliner Tageblatt“ erzählt jetzt:

Man weiß, daß der Herr Bürgermeister Schüding bei den Landtagswahlen Kandidat der Freisinnigen Volkspartei war und dem von der Regierung protegierten Kandidaten, dem inzwischen verstorbenen Landgerichtsrat Feddersen, gegenüberstand. Während der Wahlkampagne erhielt Herr Dr. Schüding den Besuch eines Regierungsrats, der ihn ersichtlich im direkten Auftrag des Ministers v. Moltke fragte, wie er als Bürgermeister es wagen könne, für die freisinnige Partei zu kandidieren. Der Minister Herr v. Moltke habe einen Bericht darüber eingefordert. Herr Dr. Schüding lehnte, wenn wir nicht irren, nähere Erklärungen ab und bezeichnete die Annahme der freisinnigen Kandidatur als sein gutes Recht.

In der berühmten Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 10. Januar 1908 gab der Ministerpräsident Fürst Bülow laut amtlichen stenographischen Protokolls folgende Erklärung ab:

Der Herr Abgeordnete Fischel und der Herr Abgeordnete Krause haben den Wunsch ausgesprochen, daß die königliche Staatsregierung bei den Wahlen Licht und Schatten gleichmäßig verteilen und eine durchaus objektive Haltung einnehmen möge. Es bedarf wohl kaum der Versicherung — ich will es aber trotzdem ausdrücklich erklären —, daß ich es für die Pflicht der Regierung halte, bei den Wahlen eine ganz unparteiische Haltung zu beobachten. Ich habe meinerseits in Uebereinstimmung mit allen meinen Kollegen von jeher dafür Sorge getragen, daß dieser Pflicht auch tatsächlich genügt wird.

Der preussische Minister des Innern, Herr von Moltke, sah mit beschränkten Armen zur Rechten des Ministerpräsidenten, als dieser seine Erklärung abgab. Herr von Moltke, der die Provinz Ostpreußen als konservativer Mann regiert hatte und doch die überströmenden Glück- und Segenswünsche der blockfreisinnigen „Königsberger Gartenzeitung“ mit auf den Weg nach Berlin nehmen durfte, kennt die Partei des Herrn Schüding gut genug, um zu wissen, daß ihm von dieser Seite kaum ernste Gefahr droht. Auch der Fall Schüding, der selbst der „Königschen Zeitung“ und den freikonservativen „Berliner Neuesten Nachrichten“ Anlaß zu kritischen Bemerkungen gegeben hat, wird weder ihm noch seinem Chef unangenehm werden.

Die Energie, mit der sich die blockfreisinnige Presse des Falles Schüding annimmt, läßt bemähe darauf schließen, daß ein Friedensschluß in naher Aussicht steht. Herr Schüding ist noch nicht gemäßregelt, sondern „nur“ in ein Disziplinarverfahren genommen. Es wird wahrscheinlich dafür georgt werden, daß dieses Verfahren einschläft oder nicht zuungunsten des Angeklagten verläuft. Den konservativen Ultras mag es ja bitter sein, von einem Opfer abzulassen, das ihnen schon verfallen schien. Sie werden eine Erquickung der Staatsautorität davon befürchten, daß die Regierung vor einem Sturm der öffentlichen Meinung zurückweicht, aber die Staatsräjon des Blocks fordert diesen Rückzug. Die Finanzreform steht hinterm Vorhang, und die Bürgermeisterei von Gutsam ist keine 500 Millionen wert.

Ein Rückzug im Falle Schüding kann aber an der Tatsache nichts ändern, daß die Regierung durch ihr terroristisches Eingreifen im Kreise Londern und an zahlreichen andern Orten ihr am 10. Januar feierlich gegebenes Wort gebrochen hat. Es ändert nichts an den vielen andern Gewalttätigkeiten, mit denen sich die Blockregierung befleckt hat und deren Opfer nicht bloß Sozialdemokraten, sondern auch in gar nicht wenigen Fällen Freisinnige gewesen sind. Der Fall Schüding mag ausgehen wie er will, so bleibt es doch dabei, daß das Zeitalter des Blocks eines der schmachvollsten Kapitel in der politischen Geschichte des deutschen Bürgertums bildet.

Der Bürgermeister Schüding ist übrigens nicht nur in seiner Eigenschaft als Beamter, sondern auch als Reserveoffizier zur Verantwortung gezogen worden. Kurz nachdem er im „Berliner Tageblatt“ einen Wahlartikel veröffentlicht hatte, worin er ironisch als einzig richtige Konsequenz der amtlichen Wahlmacht die „Ernennung der Abgeordneten durch die Wandräte“ vorschlug, erhielt er ein Schreiben des Bezirkskommandos, worin er als Reserveoffizier aufgefordert wurde, sofort in ehrengerichtlicher Angelegenheit zu erklären, ob er wirklich der Verfasser jenes Artikels sei. Dies bejahte Herr Schüding und erbot sich zur Lieferung einer Denkschrift, in der er die Wahrheit aller seiner Behauptungen zu beweisen versprach. Seitdem hat er von der Sache nichts mehr gehört.

Der Bürgermeister Schüding ist also mit drei Sünden zugleich gehegt worden. Man verwickelte ihn erstens in einen Disziplinarprozess wegen seiner literarischen Tätigkeit, zweitens in ein ehrengerichtliches Verfahren aus demselben Grunde, drittens in ein besonderes Untersuchungsverfahren wegen Uebnahme einer freisinnigen Kandidatur. Als vierte tritt zu diesen Maßregeln natürlich die sofortige gesellschaftliche Boykottierung durch die Spitzen der Behörden. Diese vielfach kombinierte Methode, den Menschen das Rückgrat zu brechen, ist in Preußen allgemein bewährt.

Fort mit dem Eide!

Zur Reform der Gesetzgebung über den Zeugnis-eid entwickelt eine juristische Zeitschrift der „Köln. Ztg.“ sehr vernünftige Grundzüge, von denen ein Teil schon in die neue Strafprozessordnung Aufnahme gefunden haben soll. Es gilt dies besonders von dem Recht des Zeugen, sein Zeugnis zu verweigern, auch wenn ihm aus der Aussage nicht die Gefahr einer Strafverfolgung erwachsen kann. Hauptsächlich ist dabei aber nicht die gänzlich unzulängliche Fassung des österreichischen Strafprozesses nachgeahmt worden, die dem Zeugen das Recht zur Verweigerung der Aussage gibt, wenn ihm aus der Erfüllung der Zeugenschaft „Schande erwachsen“ könnte. Die Verweigerung der Aussage unter dieser Begründung kommt in den meisten Fällen dem Geständnis der „Schande“ gleich.

Die „Köln. Ztg.“ führt aus:

Bei den Reformen des materiellen Rechts handelt es sich vor allem darum, die Ueberspannung zu bejähren, an der die Regelung in dem geltenden Strafgesetzbuch besonders im Hinblick auf die jährliche Eidesverletzung leidet. Es entspricht doch in der Tat nicht dem heutigen Stand der wissenschaftlichen Forschung in bezug auf die Psychologie der Zeugenaussagen, daß Mängel des Wahrnehmungsvermögens und Erinnerungsvermögens der Zeugen mit schwerer Freiheitsstrafe bestraft werden! Mit welchem Recht kann man von dem Zeugen den Besitz eines nach jeder Richtung hin guten Erinnerungsvermögens verlangen und mit welchem Recht, daß der Zeuge auch die Fähigkeit habe, sich dieses Vermögen stets in vollkommener Weise zu bedienen? Fahrtaus, ja, werden in Deutschland Hunderte von Personen wegen jährlicher Meineidsverurteilung, denen man am letzten Ende doch nur zum Vorwurf machen kann, daß sie in dieser Fähigkeit mit Mängeln behaftet sind oder nicht mit dem Ansehen ihrer ganzen Kraft von der Erinnerung Gebrauch machen.

Weiter aber muß mit der Ausschließung der milderen Umstände bei der wissenschaftlichen Eidesverletzung gebrochen werden. Die Notwendigkeit, bei wissenschaftlicher Eidesverletzung stets auf Zuchthaus zu erkennen, ist nicht am wenigsten für den im Verhältnis sehr bedeutenden Prozentsatz von Freisprechungen verantwortlich zu machen, der bei den Wahsprüchen der Geschworenen zu beobachten ist. So schwer auch die Straftat ist, die in der wissenschaftlichen Verletzung der Eidespflicht zu erblicken ist, so heißt es doch, sich um die tatsächlichen Erklärungen nicht kümmern, wenn man grundsätzlich die Notwendigkeit in Rede stellt, daß gewisse Umstände eine mildere Beurteilung finden müssen. Die Fälle, in denen auf Zuchthaus erkannt wird, obwohl die wissenschaftliche Eidesverletzung unter solchen Umständen verübt wurde, daß man den Zeugen das Mitleid nicht versagen kann, sind nicht allzu selten. Wie mancher Meineid beruht auf einem Beweggrund, den man nicht als einen unehren bezeichnen kann!

Das alles ist nicht neu. Es ist in sozialdemokratischen Blättern unzählige Male ausgeführt worden, hat aber jetzt auch in den sogenannten „besseren Kreisen“ vermehrtes Gewicht bekommen, seit beinahe ein Fürst unter die Räder eines Meineidsprozesses geraten wäre.

Geht man aber an die Reform des Zeugeneides, so ist es am allerbesten, ihn ganz zu bejähren. Die religiöse Form hat sich überlebt und gibt keinen Schutz gegen falsche Aussagen vor Gericht, die, wie statistisch nachgewiesen ist, gerade in frommen Gegenden am allerhäufigsten vorkommen. Die falsche unbedachte Aussage vor Gericht wäre dann strenger oder milder zu bestrafen, je nach den Motiven, denen sie anhängen ist. Die Verquickung einer rein rechtlichen Angelegenheit mit religiösen Vorstellungen widerspricht dem modernen Bewußtsein. Darum fort mit dem Eide überhaupt!

Die kommunale Verhältnisswahl.

Nachdem das bayrische Abgeordnetenhaus schon vor einiger Zeit das neue Gemeindevahlgesetz angenommen hatte, das bekanntlich den Proporz für die Gemeindevahlen bringt, hatte sich nun auch die Zwangsinkorporation der bayrischen Feudalen, der Reichsrat, mit dem Gesetz zu befaßen. Zu der Generaldiskussion erklärte der Reichsrat Freiherr v. Würzburg, er werde gegen das Gesetz stimmen, weil es überflüssig und schließlich sei und das Parteibewußtsein zu sehr begünstige. Der Minister v. Brechtich entgegnete:

Die Verhältnisswahlen haben sich überall bewährt. Da in den Gemeinden große Minoritäten nicht vertreten sind und die Abgeordnetenämter, der doch viele im gemeinnützigen Leben wichtige Persönlichkeiten angehören, einseitig die Verhältnisswahl verlangt, glaubte die Regierung noch für die nächsten Gemeindevahlen mit einem Gegenseitigen vorgehen zu sollen. Die Vorlage ist nicht überflüssig worden. Die Wünsche der Reichsratsmitglieder sind möglichst berücksichtigt. Die Verhältnisswahl wird zu einer ruhigeren Entwicklung der Gemeinden beitragen.

Nachdem der Reichsrat, Graf Grailshausen, betont hatte, er hoffe, daß der Proporz recht bald für alle politischen Wahlen in Deutschland zur Einführung gelangen werde, und der nächste Schritt für Bayern sein werde, ihn

für den Landtag durchzusetzen, wurde zunächst ein Antrag Breyling abgelehnt. Danach sollte der Proporz für Gemeinden über 10 000 Seelen obligatorisch, für solche von 4—10 000 Einwohnern fakultativ eingeführt werden, wenn ein Drittel der Gemeindebürger es beantragt.

Nach längerer Debatte wurde dann die Regierungsvorlage mit 49 gegen 10 Stimmen angenommen.

Damit ist also das Gesetz endgültig erledigt. Städte über 4000 Einwohner haben danach bei Gemeindevahlen den Proporz obligatorisch einzuführen, während in Städten unter 4000 Einwohnern erst eine Majorität von drei Fünfteln der Bewohner darüber zu befinden hat. Im Herbst werden bereits 115 bayrische Städte nach dem neuen Wahlgesetz die Wahlen vorzunehmen haben. —

Wer ist der größte Fiß im Lande?

Es ist merkwürdig: wenn die Leute im Bloß einig sind, so haben sie gewiß unrecht, aber wenn sie miteinander streiten, haben immer beide Teile recht. Jetzt unterhalten sich die „Freisinnige Zeitung“ und die „Deutsche Tageszeitung“ über die Frage, wer wohl der größte Fiß im Lande sei, und da wir nicht zu unterscheiden wagen, wer recht hat, geben wir ihnen beiden das Wort. Die „Deutsche Tageszeitung“:

Am filzigsten sind die Steuerzahler in Deutschland, die das Zeug dazu haben, Steuern zu zahlen. Bierbrauereien, die 15 bis 20 Prozent Jahresdividende verteilen, schreien Jeter und Nord, wenn das Bier etwas besteuert werden soll. Am allerfilzigsten aber sind die Herren Großkapitalisten, die mit Hilfe der Couponjähre Millionen und Milliarden einstreichen, aber jämmerlich wehklagen, gerade als ob ihnen das Fell über die Ohren gezogen werden solle, wenn sie von ihrem mühevollen Gewinn ein kleines Teilchen an das Reich abgeben sollen.

Die „Freisinnige Zeitung“:

Was würde die „Deutsche Tageszeitung“ wohl sagen, wenn wir unsererits darauf erwiderten: „Die allerfilzigsten Steuerzahler aber sind die Herren Großgrundbesitzer, die durch Getreide- und Viehzüchtungen Millionen aus den Taschen der steuerzahlenden Bevölkerung einstreichen, aber jämmerlich wehklagen, wenn ihnen ihrerseits eine kleine Steuer für den Staat zugemutet werden soll?“ Wir erklären uns zu solcher Erwidrerung durchaus berechtigt, ebenfalls unter Hinweis auf Ausführungen des Professors Wagner, dieser geschätzten Steuerautorität der „Deutschen Tageszeitung“, denn Professor Wagner hat neulich in einem Interview, auf das sich die „Deutsche Tageszeitung“ bezieht, auch daran erinnert, wie die „erlauchten Herren“ im Herrenhaus „schredensbleich“ geworden waren, als ihnen seinerzeit eine Erhöhung des Prozentfußes der Einkommensteuer für die großen Einkommen und die Entrichtung einer Vermögenssteuer zugemutet wurde. Herr Dr. Dertel sollte sich also nur ganz fein jäh verhalten, denn wer im Glashauss sitzt, soll nicht mit Steinen werfen.

Ist aber erst die Hitze des Sommers vorüber, dann werden die „Freisinnige Zeitung“ wie die „Deutsche Tageszeitung“ sich zu der Erkenntnis vereinen, daß weder Großkapitalisten noch Großgrundbesitzer neue Steuern vertragen können, und sie werden, treu und einig, die Steuerlast auf den Rücken des Volkes wälzen. —

Abgelehnte Ordensdekoration.

Anlässlich des Besuchs des französischen Präsidenten Fallières in Kopenhagen wurde dem Genossen Klauen, dem ältesten Mitglied des Magistrats von Kopenhagen, der Orden der Ehrenlegion ins Haus getragen. Unser Genosse war gerade zur Zeit in Island zur Agitation. Als er heimkehrte, trug er den Orden sofort ins Rathaus und gab ihn dem dort anwesenden Gefandten zurück mit der Begründung, daß er als prinzipieller Gegner des Ordenszeichens auf die Annahme verzichtete und mit der Versicherung, daß die dänische Sozialdemokratie lebhafteste Erwartung für das französische Volk mit seiner revolutionären Gesichtsziele begreift, die es zum Lohnbrecher der Freiheit in Europa machte. Der Gefandte begegnete unserm Genossen mit größter Höflichkeit. —

Die freie Türkei.

Der Sieg der türkischen Revolution könnte auch ein Segen für Europa werden: die Türken helfen auch uns, indem sie sich selbst helfen.

Denn was steht hinter den kindischen Reformprogrammen, mit denen sich die europäischen Diplomaten seit einem Jahrzehnt lächerlich machen; was ist der Inhalt jener orientalistischen Frage, durch die der Friede Europas bedroht erscheint? Natürlich überfließen die europäischen Christenmenschen von Mitleid für die von dem türkischen Herrenvolk unbedrückten Minderheiten; und selbstverständlich erklärt jeder der Staaten, die auf den Zerfall des türkischen Reiches lauern, daß er sich um die Türkenfrage nur aus den reinen Gefühlen der Menschlichkeit besümmere, nichts anderes im Sinne habe als die Befreiung der von der Sultansmacht bedrängten Christen.

Aber wenn die kapitalistischen Mächte, deren Dasein so ganz auf Unterdrückung und Ausbeutung von Menschen beruht, von Humanität reden, so ist das starkste Mißtrauen geboten; so hat man zu fragen, was hinter den Menschheitsapostrophat als Kern sich birgt. In Wahrheit gibt es hier einen Streit um die Beute, und die berühmtesten Reformprogramme sind im Wesen unaufrichtiger Wettbewerb. Die türkische Frage ist für Europa die Frage geworden, wie man sich am türkischen Gebiet bereichern könnte, ist für die abendländischen Mächte die Frage nach der Verteilung der Beute, die in absehbarer Zeit fällig werden kann.

Das Feuer, das aus den Vulkanhänden hervorbricht, kann und Europa in Brand setzen müßte, das ist die nicht abzumahnende Gefahr, daß zwischen den Nebenbuhlern und Konkurrenten, die um das herrenlose Land wüßeln, der Streit sich so verschärfen kann, daß er auf friedliche Weise unloslich wird. Raffen sich die Türken auf, und machen sie der gera gelaubten Fabel von dem kranken Mann am Bosphorus ein Ende, so ist eben keine Beute da und der Streit um sie kann nicht entstehen. Ein türkischer Staat, der sich von der Bevormundung der europäischen Diplomaten — denn die europäischen Völker haben

mit diesem Konkurrenzkampf der gierigen Spekulanten nie was zu schaffen gehabt — befreit, und dessen Entfaltung sie ausschließt, der hört auf, der Herd einer Gefahr für Europa zu sein. Wenn das künftige türkische Parlament die ungeliebten Kurpfuscher hinauskomplimentiert und die zubringlichen Rathschläge von Würzberg und Reval vom Galje sich schafft, so wird unser abendländisches Selbstbewußtsein durchaus nicht erschüttert werden, und wir werden der ebenso unfähigen als prahlerischen Diplomatie den Ginzamwurf herzlich gönnen.

Fragt sich nur, ob der türkische Staat lebensfähig ist und ob das Völkergemisch, das sich dort seit Jahrhunderten quält und mordet, zu einer wenn auch noch so losen Einheit verknüpft werden kann. Und es fragt sich, ob der herrschende Stamm, die Türken, den nichttürkischen Völkern die Möglichkeit bieten kann und bieten will, ihre kulturelle Selbständigkeit in Freiheit pflegen und entwickeln zu können. Gelingt es der jungtürkischen Erhebung, die Richtlinien des türkischen Staates für die freien Völker zu ziehen, so wird sie dem türkischen Volke, wird sie den Völkersplittern im Reiche des Sultans und wird sie nicht minder Europa einen unermeßlichen Dienst leisten. Denn dieses Europa, sofern es in seinen Diplomaten wirkt, ist von dem Teufel der Selbstsucht zu sehr befeßen, um das Werk jener Regenerierung durchzuführen zu können. —

Der Tag der Freude.

Der Sultan hat außer der Verfassung auch politische Amnestie verheißt. Ueber diesen Sieg allgemeine Begeisterung. Dem „Berl. Tagebl.“ wird aus Konstantinopel telegraphiert:

Die Haltung der Bevölkerung sei noch dadurch gekennzeichnet, daß in vielen Cafés und öffentlichen Orten jungtürkische Luftrufe verlesen wurden. Der geistige Tag wird als Tag der Freiheit bezeichnet; er hat einen wahren Taumel über Stambul gebracht, so daß ein sehr bitteres Gemäch zu befürchten steht, falls die Reaktion sich auch nur im geringsten geltend machen wird. Die Jungtürken sollen beabsichtigen, einen Kongress in Mazedonien abzuhalten.

Wie verlautet, bestand beim Sultan zunächst die Absicht, mit Gewalt gegen die Mazedonier einzuschreiten. Erst die Warnung des Scheichs ul Islam vor Verwendung mohammedanischer Truppen gegen Mohammedaner soll den Sultan zum Nachgeben bewegen haben. Dazu kam dann noch die Revolte der Albanesen im Palais, und die Meldungen über die Soldatenmeutereien von Uskub, und außerdem sollen angeblich die Regimenter der Garnison gedroht haben, gegen den Selamluk zu marschieren, falls dem Lande keine Verfassung gewährt würde. Indessen ist die politische Amnestie tatsächlich in Kraft getreten. Im Laufe des Sonntag nachmittag hat auch die Frankensstadt Pera geflaggt. Auf der Grande Rue de Pera sieht man viele deutsche Fahnen neben griechischen, österreichischen und französischen. Ueberall sieht man eifrige Zeitungsleser. Die griechische, armenische und israelitische Presse schwelgt gleich den europäischen Mittagsblättern in Begeisterung und Selbstbewußtsein. Darin heißt es zum Beispiel: „Wir sahen, was man in Rußland und in Persien erduldet hat, um die natürlichen Völkerrechte zu erhalten; überall ist Blut geflossen, aber dank der Weisheit und Einigkeit des Sultans erhält unser Land die Freiheit und die Gerechtigkeit, ohne daß eine erschütternde Krisis vorausgehen mußte.“

Als der Großwesir am Sonntag zur Pforte fuhr, spannte die Volksmenge die Pferde seines Wagens aus und zog den Wagen unter betäubenden Hochrufen auf den Sultan bis hinauf zur Pforte. Zugleich zog auf anderem Weg eine Volksmenge von mehreren tausend Menschen zur Pforte und forderte den Großwesir zu sehen. Unterbrochen von Hochrufen auf den Sultan, den Großwesir und die Armee dankte der Großwesir der Volksmenge. Auf den Straßen fand eine allgemeine Verbrüderung statt. Es ist eine große Illumination Stambuls angelegt. In vielen Geschäften sind Musikkapellen engagiert worden, in andern werden Erfrischungen gratis verabreicht.

Im Laufe des Tages fanden große Volksversammlungen in Stambul und in Pera statt. Unter Vorantritt von Musikkorps wurden begeisterte Umzüge durch die ganze Stadt abgehalten. Ganz Konstantinopel ist in einem Taumel der Begeisterung. —

Deutschland.

Der Gesandtenwurf über den unläuteren Wettbewerb soll soweit fertig sein, daß er als eine der ersten Vorlagen dem Reichstag bei seinem Herbstzusammentritt zugehen wird, so daß die erste Lesung noch vor Weihnachten stattfinden kann. —

Lehrer brauchen keine Gehaltserhöhung. Die Regierung hat im vergangenen Jahre die von der Stadtverwaltung in Selbst (Kölnland) beschlossene Erhöhung der Gehälter der Volksschullehrer (1500 Mark Grundgehalt und 200 Mark Alterszulagen) nicht genehmigt. Infolge einer Anregung des Oberregierungsrats Webersberg war die Stadtverwaltung jetzt nochmals bei der Regierung vorstellig geworden; das Gesuch ist aber wiederum abschlägig beschieden worden. —

Gegen die Lichtsteuer. Der Stadtrat von Karlsruhe hat beschlossen, gegen die geplante Gas- und Elektrizitätssteuer die badischen Städte der Städteordnung zum Protest aufzurufen, um die Schäden dieser neuen Steuern von den Städten fernzuhalten. — Der württembergische Industrieverband bereitet gegenüber der Elektrizitätssteuer ein eingehendes Gutachten über die Schädigung vor, die besonders die württembergische Industrie durch derartige Steuermaßnahmen erleiden würde. Die in Württemberg vorhandenen industriellen Fach- und Lokalvereinigungen sollen zu einer einheitlichen Eingabe an die württembergische Regierung und den Landtag aufgefordert werden. —

Ein Raufforb für Unterlehrerprofessoren. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ bringen folgende Meldung: Der Kultusminister hat den Senat der königlichen Universität München amtlich aufgefordert, bei den Professoren und Dozenten auf eine Einkürzung der öffentlichen Meinungsäußerung außerhalb der Lehrstühle einzugehen. Der Senat der Universität München hat nach demselben Blau das Verlangen des Kultusministers „geschlossen und mutig“ abgewiesen. —

Der Arbeitsnachweis — eine Goldquelle für die Agrarier. Die Landwirtschaftskammer der Provinz Hannover hat seinerzeit einen Arbeitsnachweis eingerichtet, der im letzten Jahre u. a. 911 Dienstboten und 3003 Wanderarbeiter ermittelte, welche beinahe sämtlich in kleinen und mittleren Betrieben Arbeit erhalten haben. Trop-

Der Papst der Buddhisten.

Aus Peking wurde dieser Tage berichtet: Durch einen kaiserlichen Erlaß ist der Gouverneur der Provinz Schanji beauftragt worden, dem Dalai-Lama den Befehl zu übermitteln, sich zur Audienz nach Peking zu begeben.

Der Dalai-Lama ist der Papst der Buddhisten, ja mehr als das, er gilt als ein Gott auf Erden. Er ist der Regent von Tibet, auf das Rußland und England begehrt die Kaiserliche Gewalt. Wenn die kaiserliche Gewalt in Peking dem Dalai-Lama seine Untertanenpflicht vor Augen führt, ist das für die gesamte buddhistische Welt von der größten Bedeutung. Der Dalai-Lama residiert eigentlich in der „heiligen Stadt“ Lhasa, seit längerer Zeit hält er sich aber außerhalb dieser Stadt auf, weil sie durch den Besuch von Europäern „entweiht“ worden ist.

Ueber die Bedeutung des Audienzbefehls informiert ein Mitarbeiter der Scherl-Presse: Der jetzige Dalai-Lama wird von den Europäern, die ihn auf seiner Reise nach Wutaischan an verschiedenen Orten gesehen und gesprochen haben, als ein intelligenter, junger, kräftiger Mann von ungefähr 30 Jahren geschildert, der einen weit besseren Eindruck macht als die mongolischen und tibetischen Lamas im allgemeinen zu machen pflegen. Nach dem oben Gesagten muß er sich recht fest im Sattel fühlen, und die chinesische Regierung hat allen Grund, bei ihren Bestrebungen, die halb unabhängigen Außenländer näher an das eigentliche Reich anzugliedern, mit ihm zu rechnen. Er wird daher bei seinem Eintreffen in Peking wie ein regierender Fürst empfangen werden. Daß er sich im übrigen als solcher fühlt, hat er schon durch Abjendung eines eignen Gesandten an die ausländischen Gesandtschaften in Peking — auch an die deutsche — im Anfang des Jahres bewiesen. Schon jetzt sind im Li Pu, dem Nitenhof, genau die bei seinem Empfang einzuhaltenden Zeremonien bis ins kleinste festgelegt worden. Der Dalai-Lama wird sich bei dem feierlichen Empfang auf die erhöhte Estrade, auf der der Thron selbst steht, begeben und in Gegenwart der beiden Majestäten — der Kaiserinregentin und des Kaisers — auf einem Kissen Platz nehmen dürfen.

Was ist aber nun der Grund der Bemühungen der Regierung, den Dalai-Lama in Peking selbst zu haben, nachdem man sich eigentlich schon seit geraumer Zeit, anscheinend allerdings vergeblich, stark bemüht hatte, ihn zur Rückkehr nach Lhasa zu bewegen, da seine Anwesenheit in Wutaischan, in nächster Nähe seiner treuergebenen Mongolen, augenscheinlich nicht sehr angenehm war?

Inzwischen ist der sogenannte „Tibetvertrag“ perfekt geworden, der England fast das Handelsmonopol in Tibet sichert. Tibet ist ja noch ein sehr armes, wenig kaufkräftiges Land, aber allein als Abnehmer indischer Tees spielt es doch eine gewisse Rolle. Tee ist einer der wenigen Konsumartikel der Tibetaner, die dieses Getränk ebenso wie die Chinesen in großer Menge trinken. Das weiß man in China schon seit Jahrhunderten und wollte sich für den in seinem Weltverbrauch ständig zurückgehenden chinesischen Tee Tibet seinerzeit dadurch sichern, daß man dem indischen Konkurrenten Zollschwierigkeiten an der tibe-

tanisch-indischen Grenze machte. Das war wohl schließlich der ursprüngliche Grund zu den Unruhen im Tschumbital und dem darauffolgenden Einmarsch der Engländer, Wegnahme von Lhasa, Flucht des Dalai-Lama, Tibetvertrag usw.

Die Chinesen fürchten, nun noch mehr an Einfluß in Tibet zu verlieren, und deshalb will man sich des Mannes versichern, der nun einmal infolge seiner Würde als Dalai-Lama ein allhergebrachtes Ansehen genießt, und dessen Wort und Macht so weit reicht, wie Lamaisten sitzen, d. h. durch ganz Tibet, Nepal, Wutai, Kaschmir, Turkestan, die gesamte Mongolei und Teile von China. In Peking will man sowohl Tibet als auch die Mongolei und Turkestan als Provinzen in das große Reich einfügen. Hierzu gehören: erstens Geld, zweitens tüchtige, ehrliche Beamte, drittens Soldaten; die sind alle drei nicht vorhanden, oder die vorhandenen ehrlichen Beamten und Soldaten braucht die Regierung notwendiger im eigentlichen Reich selbst. Es wird daher mit diesem „Reformversuch“ genau so gehen wie mit all den andern auch, d. h. es wird sehr viel besprochen, noch mehr befohlen werden und schließlich nichts davon zur Ausführung gelangen. Höchstens das eine wird erreicht werden, dem Dalai-Lama durch ausgesuchtes Entgegenkommen und Freundlichkeit eine gewisse Bereitwilligkeit zum Eingehen auf die chinesischen Wünsche abzunötigen. Dabei wird es dann bleiben, und in Tibet wird noch ein Menschenalter und mehr vergehen, ehe an den bestehenden Verhältnissen etwas geändert wird.

Provinz und Umgegend.

Mischerleben, 27. Juli. (Revolverschießerei.) Bürgerliche Blätter schreiben: Zu einer förmlichen Arbeiter-Revolte kam es am Mittwoch abend durch etwa 50 russische Arbeiter, die auf der Braunkohlengrube Concordia bei Nachterstedt beschäftigt sind. Die Arbeiter hatten beim Kantinenwirt, der gleichzeitig Aufseher am Schachte ist, geborgt, und hierüber brachen Differenzen zwischen den Arbeitern und der Kantinenwirtin aus, da die Arbeiter behaupteten, der noch schulpflichtige Sohn der Wirtin habe zuviel angegriffen. Die Arbeiter bedrohten nun den Jungen und die Wirtin in bedenklicher Weise. Inzwischen war der nicht antworfende Aufseher nach Hause gekommen, und nun richtete sich die Wut der Arbeiter gegen diesen. Der letztere verbarrikadierte die Kantine gegen die sie stürmenden Arbeiter so gut es ging. Aber es dauerte nicht lange, da hatte man Türen und Fenster eingeschlagen und suchte alles zu demolieren. In der höchsten Notwehr griff der Aufseher zum Revolver und schoß so oft zwischen die Menge, wie die Kugeln im Revolver reichten. Hierauf mußte er die Flucht ergreifen. Er suchte Schutz im Tagesbau der Braunkohlengrube, doch die Verfolger entdeckten ihn und richteten ihn mit Messern lebensgefährlich zu. Nach vieler Mühe gelang es, die Ruhe wieder herzustellen. Doch trachtete man noch immer dem Jungen, den man die ganze Nacht in einer Kiste verborgen hielt, nach dem Leben, weshalb die Kantine bewacht werden mußte. Ein Arbeiter ist erschossen worden, ein sehr schwer Verletzter mußte nach Halberstadt ins Krankenhaus geschafft werden, außerdem sind noch mehrere Arbeiter mehr oder minder schwer verletzt, doch haben sich dieselben die Verletzungen meist gegenseitig

beigebracht, da sie in der Erregung selbst aufeinander losschlugen. Der schwer verletzte Kantinenwirt ist nach Mischerleben ins Krankenhaus gebracht worden. Verschiedene Verhaftungen sind vorgenommen. Die Staatsanwaltschaft in Halberstadt hat eine Untersuchung eingeleitet.

Mischerleben, 27. Juli. (Volksverein.) Die am Donnerstag stattgefundene Mitglieder-Versammlung war gut besucht. Den Kassenbericht gab Genosse Greiner. Die Einnahme betrug 554,99 Mk. inkl. Kassenbestand von 310,64 Mk., die Ausgabe belief sich auf 392,21 Mk. In der Zahl der Mitglieder ist ein kleiner Rückgang eingetreten, der zum Teil durch Abreise und auch durch Austritte herbeigeführt wurde. Die Versammlung beurteilte bei einigen Ausgeschiedenen deren Austritt. Es soll versucht werden, ihren Wiedereintritt herbeizuführen, wie auch versucht werden soll, weitere Kreise zum Eintritt zu gewinnen. Dann wurde die Abrechnung der Landtagswahl gegeben. Hierbei ist eine Einnahme von 285,95 Mk. zu verzeichnen. Von der Einnahme sind 104,88 Mk. an die Kreisliste abgeführt worden. Die Unkosten für die Beteiligung an der Abgeordnetenwahl sind von der Ortsliste selbst getragen worden. Ueber das Bezirksverbands-Statut sprach Genosse Greiner. Er erörterte im wesentlichen die Veränderungen gegen das alte Statut. Hierbei wurden die der Preßkommission zuerteilten Funktionen als berechtigt anerkannt; das sei seit Gründung des Bezirksverbandes von unserm Wahlkreise gefordert worden. Zu der Tagesordnung der Generalversammlung wurde hauptsächlich der Wochenbeitrag von 10 Pf. besprochen. Alle Diskussionsredner wandten sich gegen die Einführung zum 1. Oktober. Die Versammlung sprach den Wunsch aus, daß die Delegierten in diesem Sinne auf der Generalversammlung stimmen möchten. Als Delegierte wurden gewählt: Giesch, Eger, Kaufmann, Langer und Schrupp. Unter Parteiangelegenheiten kritisierte Genosse Künne einige Ausgabenposten im Jahresbericht. Nachdem hierzu Genosse Greiner Erläuterungen gegeben hatte, erkannte Genosse Künne die Ausgaben als berechtigt an. Bezüglich der im November stattfindenden Stadtverordnetenwahlen wurde beschlossen, eine Kommission einzusetzen, welche die nötigen Arbeiten auszuführen hat. In den einzelnen Betrieben sollen die Namen der Wähler, welche an der Einschätzung der Wählerliste behindert sind, notiert werden. Für sie wird seitens des Wahlkomitees die Einschätzung vorgenommen. Weiter wurde auf die Ausbreitung der „Volksstimme“ Bezug genommen. Es sei noch eine große Differenz zwischen der Zahl der Abonnenten und der abgegebenen Stimmenzahl vorhanden. Vegetation für die Presse sei um so mehr nötig, als jetzt der Reichstagenverband sich intensiv zu betätigen versuche.

(Gefangentransport.) Gestern vormittag fand ein Gefangentransport von 20 Personen unter Bedeckung von acht Schutzleuten nach dem hiesigen Gerichtshaus statt. Es waren dies Straßengefangene aus Kattowitz, die in Schlafjurt bei den Boderegulierungsarbeiten beschäftigt werden sollen.

(Schäferkorporation.) Im Laufe dieser Woche fand das Schützenfest der „Schützenkorporation“ statt. Welche „Strapazen“ den Teilnehmern hierbei auferlegt wurden, das beweist das Programm. Die Festessen lagen einander förmlich. Bei den Wallfesten machten Besucher der Burganlagen die Beobachtung, daß sich die Teilnehmer mit Mühe in den Anlagen ergingen. Ueber eine Störung in diesem Vergnügen brauchten sich die Leute nicht zu beklagen. Die Festlichkeiten kosteten den Teilnehmern natürlich ziemlich viel Geld. Das wird aber ohne Murren ausgegeben. Wenn aber einmal die Arbeiter um ein geringes ihre Löhne erhöht haben wollen, dann erheben dieselben Herren ein großes Geschrei. Leider gehören dieser Art von Vereinen auch noch manche Arbeiter an.

Burg, 27. Juli. (Kleinkinderbewahranstalt.) In der letzten Stadtverordneten-Sitzung hatten unsere Genossen mit ihrer Anfrage, ob der Magistrat davon Kenntnis hätte, daß ungelassene Kinder von der Aufnahme in die Kleinkinderbewahranstalt ausgeschlossen würden, die Gemüter einiger Stadtverordneten in Erregung gebracht, und es ergab sich fast wie ein Wunder, wenn nicht der schwache Besuch gewesen wäre, daß die Unzulänglichkeit dem Magistrat überwiegen wurde. Hören wir einmal die Einwendungen und Ausflüchte der Herren, denen diese Debatte alles andere als angenehm sein konnte. Das Institut unterstehe dem väterlichen Frauenverein, es sei dringend davor zu warnen, es anzu-

Fenilleton.

(Nachdruck verboten.)

Der Flurschütz.

Roman von Alfred Döb.

(8. Fortsetzung.)

Seitdem sie der Jakob im Stich gelassen, hatte sie einen wahren Zorn auf den Herrgott gehabt, weil er ihr das angetan. Offenbar sah er die Sache jetzt mit andern Augen an, denn er hatte ihr in ihrer Herzensangst die Schnappersgritt geschickt. Das war gar tröstlich. Da wurde es einem leicht, wieder fromm zu werden. Und dankerfüllt faltete sie die Hände um ihr Gebetsbuch und sprach wie betend vor sich hin: „Lieber Vater im Himmel, ich sein dir ganz verzwehelt gewest, dieweil du dich gar nicht mehr um mich gekümmert hast. Du mußt, scheint's, gedacht haben: was die Christine sich eingebrocht hat, soll sie auch auserren. Mein! ich sein zu dem Kind gekommen und weiß nicht wie. Sonst hast du mir doch gar nix vorwerfen können. Und ich hab' als gelurt und gelurt, du sollst einmal dreinschlagen und dem Jakob den Kopf zurechtsetzen. An was soll man dann glauben, wann einer einem armen Mädchen so mitspielen darf und dernacher nix mehr von sich hören läßt? Ja und dessentwegen sein ich in keine Kirch' mehr gegangen. Er seh'n ich aber doch, daß der Lehrer zu Welda recht behält. Der hat als gesagt: Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. Das hätt' ich mir nicht träumen lassen, daß ich noch einmal als Magd zum Jakob seinem Vater kommen tät'. Lieber Gott, das hast du so eingericht'. No, ich werd' dir keine Schand' machen. Und arbeiten wil ich, wann's sein muß, für zwei. Es möcht ich nur für mein Leben gern wissen, wie du dir das alles ausgeklugt hast, wo der Flurschütz doch kein Arg von nix hat und ich nicht als Heimdüchtern dasteh'n wil. Stät, stät! sprichst du, wer fällt dann gleich mit der Tür ins Haus? Ich denk' atrat, wie du, lieber Gott. Ich mein' so: ich thu'n ebenj meine Arbeit und sein murestill. Der Jakob strunzt nicht ewig herum. Auf einmal kommt er wieder heim und macht Augen so groß wie zwei Teller. Er hol' ich flink das Buchchen bei. Und wie das „Babbe, Babbe!“ ruft, da geh't dem Schlechtkoppe doch an die Nieren. No hört sein Vater, wie's zungen ist. Ja so verschmäh

kann he nicht sein, daß er gegen dein' heiligen Willen ist. Wann er auch erst ein wink unsäher tut, dernach gibt er sein' Segen und richt' die Hochzit. Gelle, lieber Gott, so hast du's vor? Es merk' ich erst, wie gut du bist. No bringt mich auch nix von der Kirch' mehr ab, und die ander' Woch' nehm ich das Abendmahl. Amen!“

IV.

In der Einfahrt zur „Arone“ in Eschenrod lungerte der Bettelkaspar mit knurrendem Magen und spionierte, ob er jemand abfangen könne, der einen Bissen Wurst und ein paar Glas Bier für ihn bezahle. Just kam der Hausmehger kreilend die Straße herauf. Der hatte den Messergurt umgeschminkt, trug das Schlachtzeug auf dem Arm, und seine blutbespritzte Schürze ließ darauf schließen, daß er eben sein Handwerk ausgeübt hatte.

Der Bettelkaspar ging an ihn heran. „Heinrich, Christenmensch, willst Du für einen armen Jungerleider was tun?“

Der Mehger, der ein Pfennigfuchser war, sagte ohne sich auf die Anzapfung einzulassen: „Alleweil hab' ich beim Flurschütz geschlacht', spul' Dich, da gibst's Mehgsupp'.“

Der Bettelkaspar schnoberte mit aufgeblähten Kassenflügeln in der Luft herum, als suchte er die Witterung, dann ließ er mit einem „Zuch!“ wie besessen davon. Zwei Minuten später stand er atemlos in des Flurschützen Stube, wo die Dreundschaft schon beisammen war: der Ortsdiener und der Sägmüller mit ihren Frauen, der Bettler Köckel und der Kassenhannes.

Der Flurschütz hieß seine Gäste sich niedersetzen. Als bald stelte Christine, die neue Magd, die Suppenkasselle auf den Tisch. Die war im Sandumdrehen geleert und wurde nicht weniger als dreimal gefüllt. Was eine richtige Mehgsuppe war, die gab dem Menschen Saft und Kraft, da mußte man sich etwas zugute tun. Für die unergründliche Tiefe dieser ausgepöhten Bauernmägen bedeuteten drei Teller voll nicht viel. Das bewies die unverminderte Eblust, die sich beim zweiten Gang bemerkbar machte. Da gab es Wellfleisch mit Sauerkraut, zu guter Letzt noch frische Wurst. Ein Fäßchen Lagerbier lag zum Anstich bereit, zuvor machte ein Glas

Pranntwein Quartier. Nun kam erst die Unterhaltung in Fluß.

Der Ortsdiener meinte, man müsse beklagen, daß die Schweinezucht zu Eschenrod so heruntergekommen sei. Da zählte man knapp zwei Duzend Züchter, man verlasse sich auf die Schweinemärkte und — was noch schlimmer sei — auf die Schweinereiber. Ihm sei eine Liste durch die Hand gegangen, in den fünfziger Jahren seien niedergergeschrieen. Dazumal habe Eschenrod hunderzehn Häuser mit siebenhundert Zinsassen gehabt. Und doch habe man an die achtzig Zuchtjahren gehalten, die im Jahr ihre achthundert Ferkel marfen. Jetzt machten die Eschenroder sich wichtig, daß sie's auf zweitausend Seelen gebracht, aber dreihundert Ferkel im Jahr bei dreimal größerer Einwohnerzahl seien gewiß schon hoch gegriffen. Der Rückgang rühre einzig daher, daß den Bauer die Gemeinnudt plage, daß die Schweinezucht nicht so profitlich sei.

„Ja kann so ein Trawalschen gar nicht hören.“ sagte der Balthasar Köckel ärgerlich. „Dadrüber schwäpst Du nix, daß das letzte Jahr hier fußzig Säu an der Hofnudt gefallen sind. Als wann einem da nicht die Lust zur Selbstzucht berging?“

„Ei guck doch nur einmal in Dein' nahmstigen Stall,“ rücte der Ortsdiener dem Balthasar auf den Leib, „Du gönntst ja Deinen Säu nicht das bißchen Stroö. Kein Wunder, wann sie da krepieren.“

Der Balthasar wurde fuchsteufelwild. „Du bist mir zu schlecht, daß ich mit Dir disputier!“ „Salk' Ruh, ihr Leut', halt' Ruh!“ befänstigte der Flurschütz die Aufgeregten.

„Ich sein auch gegen die proßpraktische Schweinezucht,“ rief der Kassenhannes. „Dadurch zieht sich nur das Ungeziefer ins Ort.“

„Mußt Du auch Dein' Senf dazu geben?“ sagte der Sägmüller von oben herab.

„Du Holzkoppe, hast keine Ahnung von den Sachen,“ fertigte ihn der Kassenhannes ab, „das Ungeziefer verschleppt die Pest. Alleweil ist sie schon im Portugiesischen.“

Das hatte der Flurschütz auch gelesen. So eine Seuche fliege schnell wie der Wind. Eh' man sich umgucke, sei sie im Land.

(Fortsetzung folgt.)

greifen oder in städtische Regie zu übernehmen, da das Schicksal in Halberstadt dann sicher die Schwestern zuzuschicken würde, die Tätigkeit der Schwestern sei aber hauptsächlich bekannt, hauptsächlich aber erziehe sich der Segen des Instituts über die arme Bevölkerung unserer Stadt. Merkwürdig finden wir die Ausführungen eines Herrn, der uns erzählt, daß sich der Frauenverein aus Damen unserer Stadt zusammensetzte, die von ihren Beiträgen die Kosten des Instituts bestreiten und die Schwestern honorieren. Sehen wir uns die Sache genauer an, so finden wir, daß hier dem Frauenverein etwas angebidet werden sollte, auf das es nicht das Anrecht haben kann. Im Etat 1908 finden wir unter Armenkasse, Titel 3 (Armenunterstützungen) als Ausgabe an den Frauenverein aufgeführt: Zuschuß zur Unterhaltung der Kinderbewahranstalt 180 Mark, zur Unterhaltung von drei Gemeindefrauen 1920 Mark, zur Beschaffung von Handarbeitsmaterialien für arme Kinder 150 Mark und für Kosten ev. Krankheitsfälle der Gemeindefrauen 50 Mark, ferner werden dem Frauenverein die Räumlichkeiten und der Spielplatz der Kinderbewahranstalt und Wohnung für drei Gemeindefrauen im Wert von 2000 Mark unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Das sind insgesamt 2900 Mark, die der Frauenverein alljährlich als Zuschuß aus dem Institut als städtischen Mitteln erhält. Wie kann jemand da noch behaupten, daß der Frauenverein die Kosten bestreite? Sicher bringen die Damen unserer Stadt auch ein Einkommen auf, aber das ist unserer Meinung nach noch lange nicht derartig, daß man dem Frauenverein ein Loblied ohne Maß singen und seine Wohltätigkeit als schier unübertreffbar hinstellen darf. Man vergegenwärtige sich: Eine Mutter erscheint mit ihrem Kinde vor der Türe der Kinderbewahranstalt und bittet um Aufnahme ihres Lieblinges, sie muß, so wahr es ihr auch tun mag, denselben fremder Obhut anvertrauen, weil — ohne ihre Mitarbeit das Dasein ihres Kindes noch mehr gefährdet wäre; sie muß mitbedienen, damit ihr Kind zu leben hat. Jetzt schreibt das in wahrhaft christlichem Sinne abgefaßte Statut des Frauenvereins vor, daß nur christlich getaufte Kinder Aufnahme finden können; und die Mutter, die über das, was dem „Volk“ als Religion erhalten bleiben soll, längst eine andre Meinung hat, muß sich darauf gefaßt machen, mit ihrem Kinde abgewiesen zu werden. Ist diese Art „Wohltätigkeit“ denn wirklich und wahrhaftig christlich? Heißt es nicht: Laß deine rechte Hand nicht wissen, was die linke tut? Wir wären die letzten, die nicht anerkennen wollten, daß die Schwestern bei der armen Bevölkerung fast unentbehrlich sind. Wir können aber nicht anerkennen, daß ein Institut, das zum großen Teil von der Stadt erhalten wird, seine „Wohltätigkeit“ nicht ohne Ansehen der Person verteilt. Wir wollen die Aufnahmehinrichtungen, wenn sie nach Auffassung des Frauenvereins und seiner Gönner nur durchaus als die geeigneten für die Kinderbewahranstalt gelten sollen, ruhig bestehen lassen. Dann aber darf die Stadt nie wieder einen Pfennig für eine Anstalt bewilligen, in der nicht Kinder bewahrt sondern sorgfältig und konfessionell sortiert werden.

(Genossinnen und Genossen!) Erscheint in Massen in der heute abend im „Hohenzollernpark“ stattfindenden Volksversammlung.

Halberstadt, 27. Juli. (Rohheit.) Der Alkoholsekt richtete am Sonnabend auf der Wakenstraße wieder großes Unheil an. Zwei recht jugendliche Arbeiter, welche in angebranntem Zustande die Wakenstraße passierten, verlegten in schwerer Art den ihnen entgegenkommenden Sozialisten Klaus und zerrütteten eine Anzahl Fensterheben beim Kaufmann Lucas. Hiermit nicht genug, gingen sie beide auf den in hohem Alter stehenden Witinhaber der Firma J. M. Meyers Söhne los, warfen ihm eine Blechtaube gegen den Kopf, schrien ihm vor die Brust und warfen ihn zu Boden, wobei M. gegen die Bordkante des Pflasters fiel und eine erhebliche Verletzung am Kopfe davontrug. Nur mit Hilfe anderer Personen konnte er in seine Wohnung geschafft werden.

(Freiwillig gestellt) hat sich ein Techniker aus Duedlinburg, der wegen Stillschließungsvertragens verfolgt wurde.

Hundsbürg, 27. Juli. (Unverständige Arbeiter.) Im Geizhischen Steinbruch an der alten Kirche sieht man regelmäßig noch Arbeiter bis abends 8 Uhr arbeiten. Da es sich meist um organisierte Arbeiter handelt, die doch befreit sein müssen, die Arbeitszeit, die hier immer noch eine zehnstündige ist, zu verkürzen, ist dieses Uebelthunbeweisen um so mehr zu verurteilen. Bei der schweren und großen Anstrengung erheblichen Arbeit in dem Steinbruch konnten sich die dort Beschäftigten mit 10 Stunden vollaus genügen lassen. Der moralische Einbruch, den dies lange arbeiten auf die übrigen Arbeiter macht, ist nicht der beste.

Ans der Gewerkschaftsbewegung.

Die ausgesperrten Mieter des „Sultan“ in Stettin stehen mit der Direktion wegen Beilegung des Konflikts in Verhandlung.

Die schwarzen Sitten. In Hensleben traten am 16. Juli die Glasarbeiter wegen Forderungen und anderer Wünsche in den Streik. Der Arbeiterverein in Hensleben gab auf Veranlassung der Glasfabrikverwaltung eine mit 175 Namen bedeckte schwarze Liste an seine Mitglieder heraus mit der Aufforderung, die ausgesperrten Leute nicht in Arbeit zu nehmen und etwa bereits eingestellte sofort wieder zu entlassen. Unter den auf der Liste bezeichneten Glasmachern, Glaskarbenern und — Beurlingern befand sich der Name eines Arbeiters, der bereits am 2. Juli die Arbeit auf der Glasfabrik ordnungsgemäß verließ hatte und jetzt auf einer anderen Arbeitsstelle beschäftigt

war. Mithin entläßt der jetzige Arbeitgeber den Mann mit dem Verweise, er dürfe ihn nicht weiter beschäftigen, weil er mit auf der Liste der streikenden Arbeiter der Glasfabrik stehe. Der entlassene Arbeiter wandte sich an den Vorsitzenden des Gewerbegerichts, Herrn Stadtrat Dr. Hedder, und dieser beantragte, daß der Name dieses Arbeiters sofort von der schwarzen Liste entfernt wurde. Gleich darauf wurde der Arbeiter in dem Betriebe, wo er entlassen war, wieder eingestellt.

„Post“ unversöhnlichkeit. Die „Post“ kommt polemischer auf die bekannte Verfügung des Ministers Breitenbach, die Verwendung ausländischer Arbeiter bei Bahnbauten betreffend, zu sprechen und sagt höhnend, daß darin nur eine Rücksichtnahme auf die deutschen Arbeiter liege. Der deutsche Arbeiter sei für derart grobe Arbeiten viel zu gut, er sei so hoch qualifiziert, daß er sich nur für bessere Arbeiten eigne. Diese plötzliche Wertschätzung deutscher Arbeiter in den Spalten des „krupellosesten“ Scharfmacherblattes ist nichts als Hohn. Die „Post“ weiß ganz gut, daß die Eisenbahn- und Tiefbauunternehmer auswärtige Arbeiter lediglich aus dem Grunde beschäftigen, weil sie anspruchsvoller sind und daher billiger arbeiten als wie der deutsche Arbeiter das könnte.

Streikabbrech. Nach neunwöchiger Dauer ist der Streik der Maler und Lackierer in Hamm beendet worden, ohne den erhofften Erfolg zu bringen. Das Angebot von Arbeitswilligen war so groß, daß von den streikenden die bedingungslose Wiederaufnahme der Arbeiter beschlossen wurde. Trotzdem Arbeit genug vorhanden ist, wurden aber nur zwei Streikende wieder eingestellt. Die Streikenden erblickten darin einen Märgel der Unternehmer und bitten den Zugang nach wie vor fernzuhalten.

Tschechische Lohnbrücker für das westfälische Kohlenrevier? Die „Frank. Zig.“ bringt diese auffällige Meldung: „In Bruch (Sachsen) und Umgebung kündigen die tschechischen Bergarbeiter in großer Zahl, um sich in das westfälische Kohlengebiet zu begeben. Im ganzen nordwestfälischen Braunkohlenrevier scheinen Abenteurer tätig zu sein, welche die Arbeiter veranlassen, nach dem westfälischen Kohlengebiete überzuwechseln, wo sie höhere Löhne erhalten.“ Die Fremden sollen offenbar als Sicherheitspersonal gegen etwaige Vermählungen der deutschen Arbeiter, ihre Lage etwas zu verbessern, dienen. An Arbeitskräften fehlt es — im gegenwärtigen Augenblick der Krise — nicht.

Die Achtstundenbewegung in den graphischen Berufen Dänemarks. Anlässlich eines Inthographenausschusses, der die Herbeiführung des Achtstundentages bezweckt, hat der dänische Arbeitgeberverband Schritte eingeleitet, überall im Lande für die Abtragung graphischen und damit verwandten Fächer, besonders für die Papier-, Buchdruck-, mit Ausnahme der Tagespresse, die Aufspernung zu verhindern. Diese Maßnahme scheint aber wirkungslos zu werden, denn ein aus Fachvereinstreikern hervorgehendes Gerücht behauptet, daß die Aufspernung mit einem Streik in allen Zeitungsdruckereien beantwortet werden soll. Nur die Druckereien der Zeitungen „Sozialdemokraten“ und des „Christlichen Tagesblattes“ wollen weiter arbeiten.

Die Bewegung der Pariser Erdbarbeiter. Als Erwiderung auf einen Beschluß der Arbeitgeber wurde in einer Versammlung von zehn tausend Erdbarbeitern beschlossen, jede teilweise Entlohnung von Arbeitern mit einer Verminderung der Leistung zu beanstanden. Es wurde hinzugefügt, daß der gegenwärtige Zustand erst sein Ende erreichen werde, wenn die Arbeiter eine Lohnrevision durchgesetzt haben würden.

Gerichtszeitung.

Sandgericht Magdeburg (Ferienstrafkammer). Sitzung vom 25. Juli 1908.

Wegen Sittlichkeitsvergehens wurde ein 15jähriger Kaufmannslehrling aus Umgebung in nichtöffentlicher Sitzung zu 3 Wochen Gefängnis verurteilt.

Ein schlechter Kollege. Der Arbeiter Stanislaus Wicherer zu Lobitz, geboren 1890, erbrach am 11. Februar dieses Jahres in der Arbeiterkassette einen Koffer und einen Schrank und stahl mehrere Mitarbeiter Kleidungsstücke, einen Koffer und hat 2 Mark. Damit verhandelt dann der Angeklagte heimlich. Die Kammer erkannte auf 6 Monate Gefängnis.

Logischschwindel. Der dreimalig vorbestrafte Blechschmied Bernhard Gerde von hier, geboren 1873, machte sich am 27. Februar 1907 des Logischschwindels schuldig und zeigte dabei einen gefährlichen Arbeitscharakter vor. Der Angeklagte wurde wegen Rückfallbetrugs in Verbindung mit Urkundenfälschung zusätzlich zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt.

Sandgericht Halberstadt (Ferienstrafkammer). Sitzung vom 25. Juli 1908.

2 Monate Gefängnis erhielt ein 17jähriger Bergarbeiter aus Bledendorf, der wegen Versuchs unzüchtiger Handlungen an Kindern unter 14 Jahren für schuldig befunden wurde.

Wegen Diebstahls von sechs Säcken Superphosphat im Werte von 25 Mark sind angeklagt der 23jährige Adersgöhrle August Honenderf und die Arbeiter Wilhelm Strube, geboren 1881, und Otto

Strube, geboren 1877, sämtlich aus Hornburg. Das Urteil lautet gegen Honenderf, der geständig ist, auf 6 Monate Gefängnis, gegen die beiden Strube auf je 1 Jahr Gefängnis.

Leures Berggruben machte sich der 20jährige vorbestrafte Heizer Hironymus Appel aus Kochstedt. Er entwendete ein Fahrrad, verkaufte dies für 10 Mark und verjübelte das Geld in Berlin. Wegen Diebstahls im Rückfalle wird auf 6 Monate Gefängnis erkannt.

Unter Ausschluß der Öffentlichkeit wird wegen Vornahme unzüchtiger Handlungen an Kindern unter 14 Jahren gegen den 18jährigen Schmied Otto Winkel aus Thale verhandelt. Das Urteil lautet auf 7 Monate Gefängnis.

Jugendlicher Dieb. Ein kaum 17jähriger Arbeitsburche aus Halberstadt, der bereits wegen Eigentumsvergehen mit einer bedingten Strafe vorbestraft ist, hat Nachbarsknecht mittels Nachschlüssel 20 Mark bares Geld gestohlen. Wegen schweren Diebstahls lautet das Urteil auf 2 Monate Gefängnis.

Bermischte Nachrichten.

* Wer war Kopernikus? Im Haag hat man einen hübschen freien Platz nach dem berühmten Astronomen „Kopernikusplatz“ genannt. Dem hiesigen Haager der unteren Stände fällt es nicht ein, sich den Hübschheiten der Aussprache des fremd klingenden Namens auszugeben, und er nennt jenes Plätzchen daher einfach den „Kopper-Nides-Platz“, wobei die Betonung auf dem „o“ liegt. Man mag diese Verhöhnung des Namens tollig finden, so ganz unfinnig ist sie nicht. Denn Kopernikus' Vater, der Thorner Bäcker Nicolaus Koppernick, ist sicher nicht Koppernick genannt worden. Auf dem Kopernikus-Platz im Haag wurde nun dieser Tage ein Brustbild des großen Mannes enthüllt und dabei gab ein altes Männchen, wie ein holländisches Blatt mitteilt, den witzbegeistert aufstrebenden Umstehenden folgende Erklärung ab: „Ein verteuflerter Kerl der Kopper-Nides. Die Gemeindefassade hat er gestohlen, ganz allein, als verfeindeter Korporal mit ein paar Mannschaften. Den Bürgermeister hat er eingesteckt. Dann ist er in einen vorbeifahrenden Eisenbahnzug gestiegen, und fort war er. „Ja, leßt Ihr denn keine Zeitung?“ fuhr das Männchen kopfschüttelnd fort, als Mämllein und Weiblein zwar sehr befriedigt, aber doch nicht ohne Ueberwachung die Neuigkeit von dem Denmal für den forschigen Koppernick entgegennahmen. Der Name Kopper-Nides (auch Kopenides ausgesprochen) hatte bei dem guten Haager die Erinnerung an den Hauptmann von Köpenick wachgerufen. Und er fand es durchaus natürlich, daß man auch im Haag dem weltberühmten deutschen Schuster und Nationalhelden die wohlverdienten Ehrentugenden erweise.

* Die schnellsten Tiere. Ueber die Schnelligkeit der Tiere haben in letzter Zeit verschiedene Gelehrte eingehende Beobachtungen angestellt, deren Ergebnisse jetzt von dem englischen Forscher Professor Dhillhausen veröffentlicht werden. Danach ist der Strauß das schnellste Tier der Welt. Er bringt es in einer einzigen Sekunde bis auf 42 Meter, während das schnellste Rennpferd in der gleichen Zeit nur 13 bis 14 Meter zurückzulegen vermag, jedoch nur etwa 2 Minuten lang. Einzelne Pferde sind allerdings schon bis 24 Meter gelaufen. Dromedare können 2 bis 3 Tage lang in jeder Sekunde regelmäßig 2 Meter fortzuschreiten. Jagdhunde laufen 15 bis 24 Meter in der Sekunde, Hähnen 50 bis 60 Zentimeter, Elefanten bis 5 Meter, Maulwürfe unter der Erde 2 Meter, über der Erde 3 Meter, Hasen 6 bis 15 Meter, Rehe bis 22 Meter, Giraffen 15 Meter, Kangurus 3 1/2 Meter. Das langsamste Tier ist, abgesehen von der Schnecke, die Schildkröte, sie durchläuft in einer Sekunde nur etwa den zehnten Teil ihrer Körperlänge.

* Hochgebietender Herr Staatsminister! Der „Simplicissimus“ erzählte in seiner letzten Nummer ein nettes, von Gulderson entsprechend illustriertes Geschichtchen vom bayrischen Kultusminister. Es handelte von dem Briefe eines Bildhauer-Professors an Se. Erzellenz, in dem Se. Erzellenz nur einfach als „Ew. Erzellenz“ angedeutet war. Herr v. Rehner, darob in seinem Innersten gekränkt, habe den Sünder zur Rede gestellt und ihm klargemacht, daß die Anrede: „Ew. Erzellenz, hochgebeteter Herr Staatsminister“ lauten müsse. Dieses Geschichtchen, so behauptet nur die „Münchener Post“, hat den Vorzug wahr zu sein. Sie betraf zwar nicht einen Bildhauer, sondern einen Beamten des Kultusministeriums. Dieser war bei Herrn v. Rehner zum üblichen „Schlangenschlag“ eingeladen und wurde in auffälliger Weise von dem Hochgebetenden geschnitten. Erst am nächsten Tage erhielt er Aufklärung über den Grund der unfälligen Unnade. Ein Referent aus dem Kultusministerium überbrachte die Mitteilung, Se. Erzellenz sei äußerst ungehalten darüber, daß in der Antwort auf die hübschvolle Einladung erstens die Ueberschrift nur „Ew. Erzellenz“ und nicht, wie es Herr v. Rehner verlangen könne, „Ew. Erzellenz, hochgebeteter Herr Staatsminister“, und zweitens die Unterschrift nur „untertänigst gehorhamt“ und nicht „in tiefster Ehrfurcht untertänigst verharrend“ gelaute habe. Dieser Entschuldigungsgrund in den beteiligten Kreisen. Als der Minister das merkte, machte er's, wie er's in andern Sachen der Kammer gegenüber hielt; er gab seinen Referenten preis und behauptete, dieser habe die Ansicht des Ministers zu schroff kundgegeben.

Die tschekeate Kuah.

Eine lustige Tiroler Geschichte von Rudolf Greinz. *)
„Was wär's schon bald notwendig, daß die Kübler auf die Küah wachsen! Man weiß ja immer, wo man das Schickelvieh aufziehen soll bei guter Pflanzung!“ jammerte der Dorfmeister Franz (Christian). „Das D“ a alte Kuah fragte, machst Dir bößlich die Küah auslaufen und 's Maul mund reden.“
„I wär's Dir schon a Kuah!“ meinte der Weggerechte Loisl.
„Nachher wär's mehr als mir!“ rief der Franz.
„Die tschekeate (Kuah gefasste) Kuah von der Küahen Zischga (Franziska)“, erklärte der Loisl.
„Man d' kann's Du handeln, wann's Dir g'raut! Dem leichter handl' in dem Zirl' a arme Deal ab, als dem al'n Weiztragen a Stud Vieh.“ sagte der Franz.
„Weißt, Franz, d' Stud' is mir is verzwickl! Der Zischga mach' man halt a bißel jäh'n taun! Mit gleich mit der Zirl' ins Haus falkn! Die alten Madeln kann man für a guat's Weisel um a Horn' Zinger wickeln.“
„Nachher wär's D'! Mit is d'ß Schickelheit zu geh' dazua!“
„Wag' machst! I wär's! Wäre jeh'n, d' tschekeate Kuah frag'n dem! Die hoch darf' dema heigern?“
„I Hundertler is guat! G'fährts noch a Zehner dran!“
„Middana lang i mit heßig Gulden an.“
„Lang nur an, wenn Du g'wand von al'm Anfang an aufz'halten werden willst!“ jagte der Weggerechte.
„I g'wand noch a ungar' i aber Zeit hab'n!“ meinte der Loisl.
„Dann i mach' mich bei der Zischga doch geht a bißel emegeln!“
„Reinweg!“ erwiderte der Franz. „Mit G'fährts Hundert-zehn Gulden. Wann' Strenger mehr!“
Der Loisl war schon jahrelang beim Stud' Kuah und so eigentlich die rechte Hand im Geschäft. Er besah daher bereits ein gewisses Ansehen und schloß zu den „Fräulein“, die sich am Sonntag im Wirtshaus zu den besten Bauern an einem Tisch setzten.

Jung war der Loisl nicht mehr. Ein Biergiger. Trotzdem aber noch ein ganz toller Kerl. Der beste Mangler, Kegelscheiber und Perlogger, beliebtes Tiroler Kartenspiel, in der ganzen Gegend. In der nötigen Schmeiß, auch der Zischga was abzuhandeln, lehnte es ihm daher nicht.
Auf dem Anstellang kauften zwei Geschwister. Die Zischga und der Kaiser. Beide ledig. Der Kaiser ein guter Fünftziger und seine Schwester nicht mehr weit von den Fünftzignern.
Beide hätten ganz gern geheiratet. Aber mit dem Kaiser wollte es keine wegen, weil einer jeden die Schmeißer zu „nicht“ (D'ß) war. Und bei der Zischga wollte schon gar keiner anheizen, weil kein Romanstüb beim Heiraten gern die D'ßer hergibt. Und die Küah die Zischga ganz gewiß angezogen!
Der Kaiser war bei seiner Schwester, die den Haushalt führte, nicht zu beneiden. Die „farumfeste“ (plagte) ihn gehörig, so daß er auch bei der widerhaarigen Ehegepartnerin nicht schlechter gefahren war.
In früheren Jahren hatte der Anstellers Kaiser manche geschickte Verträge unternommen, seine Schwester an den Mann zu bringen und dadurch seinen Hausdrachen einem andern aufzubehalten. Alle derartigen Unternehmungen waren jedoch Mäglich geblieben. Schließlich hatte sich der Anstellers Kaiser in sein Schicksal ergeben.
Der Weggerechte Loisl nahm seinen Plan allseitig in Angriff. Wenn er der Zischga begegnete oder wenn sie in der Mangler was einkehrte, dann spielte er stets den Liebeswärtigen, erkundigte sich nach Haus und Viehstand und so heiläufig auch nach der Zischga'sen Kuah vom Anstellbauern, gab Liebesgärtel und schenkte dem alten Weggerechte alle erdenkliche Aufmerksamkeit.
Zunächst erzielte er ersehntes Glück. Aber so nachfolgenden Jahren kam schließlich kein Weizkerz widerstehen, wannschicklich wenn sich dann in irgendeinem Winkel noch immer unumkehrliche Gefühle finden.
Die Zischga wurde zusehends freundlicher und unangenehmer. Und so hat der Weggerechte Loisl sogar ein, sich doch einmal das Schickelvieh näher zu beschäftigen, weil er sich schon gar so viel dafür interessierte.
Nur bei der richtigen Augenblick gekommen, den Handel losgehen zu lassen, dachte sich der Loisl und machte eines Tages, nachdem im Geschäft Feierabend gemacht worden war, zum Kaiser.

der Herdbank sah und Holzspäne zum Unterzünden schnitzte. Gleich darauf kam die Zischga herein.
„Schau, daß D' in Stall rummst! Die tschekeate Kuah hat noch Iso Quatter!“ herrschte sie den Bruder an, der sich schweigend zur Küchentür hinausdrückte.
Dann lud sie den Loisl ein, auf der Herdbank Platz zu nehmen. Die Zischga mußte einmal nicht gar so unsauber gewesen sein. Jetzt freudig war sie herb und frohig geworden und über der Oberlippe sah ein ganz respektables Schnurrbart.
„Wart, i wär's Dir an Kaffee, Loisl!“ sagte sie mit dem freudigsten Ton in ihrer Stimme. Der Loisl gab durch einen zufriedenen lachenden Laut sein Einverständnis kund und überlegte im stillen, wie er jetzt wohl die Sache am schlauesten anpacken sollte.
„Wird nimmer viel Milch geben, Dei tschekeate Kuah!“ begann er nach einer Weile, während sich die Zischga beim Herd zu schaffen machte.
„Könnst' i mit schelten!“ erwiderte diese. „Milch gibt sie noch g'mua. D' Kuah is mir noch lang nit feil!“
„Holla! Da war er in der Sadgass'n.“ Auf diese Weise ging es nicht, dachte sich der Loisl. Da mußte er geschwind umreden. Er verfiel wieder in tiefes Nachdenken. Unterdessen war der Kaffee fertig geworden. Die Dirm stellte die mächtige Schale vor den Loisl auf den Herdbrand und legte einen mürben Pastentbrek'n daneben.
Der Loisl tauchte den Brek'n ein, schluckte und laute. Die Zischga mußte unterdessen in einem großen Kessel Geschirr ab.
„Kaffee machst an guat'n!“ begann der Loisl nach einer Weile. „Wit überhaupt a revarisches (tütziges) Madel! Mar steht schon, daß Du Dei Ordnung hast!“
„Man tuat halt, was man kann und soweit's oan' als a lediger g'raut!“ erwiderte die Dirm freudlich.
„Freudlich, 's Ledigste hat auch so seine g'mua Seit'n!“ meinte der Loisl. „'s Vieh macht viel Arbeit. Und wenn's grad amal a Kuah verkaufen will, mach' a ledig's Madel b'jonders adt geb'n, daß sie nit über die Ohren g'haut wird!“
„Ja ja, man wird auf Weg und Steg betrog'n!“ antwortete die Zischga, indem sie einen Abpülser auswand.
„Es is unterschiedlich!“ meinte der Loisl, in seinem Kaffee löffelnd. „I zum Weispel könnst' nit über's Herz bringen, a Madel's betrog'n, das is alsoan in der Welt d'arst!“
„Du freudlich nit! Du bist halt a braver Mensch, Loisl!“ sagte die Dirm mit einer gewissen Mühsung.

*) Wir entnehmen diese lustige Geschichte dem namengebenden Buche des bekannten Tiroler Volksdichters und Humoristen Rudolf Greinz: „Bergbauern Lustige Tiroler Geschichten.“ (Verlag von A. Schönbauer, Leipzig.) Das Buch enthält großartig lustige Geschichten aus dem Tiroler Volksleben.

*** Was ist eine Milliarde?** Wohl schwerlich machen sich die meisten Menschen ein Bild davon, was eine Milliarde ist. Eine Milliarde in Gold repräsentiert ein Gewicht von 322 580 Kilogramm. Räumlich könnte man damit einen Würfel füllen, dessen einzelne Flächen 17 Quadratmeter groß wären. In einen Draht ausgelegt, könnte man damit die Erde umspannen. Eine Milliarde in Silber wogt 5 Millionen Kilogramm, der Würfel müßte in diesem Falle Flächen von 477 Quadratmetern aufweisen. Zum Transport von einer Milliarde in Gold gehören 64 Wagen, die einen Schienenweg von etwa 400 Metern bedecken würden. Ist die Milliarde aus Silber, so bräuhete man schon 1000 Wagen, die 6 Kilometer lang wären. 8000 Menschen hätten zu heben, wollten sie einen Goldblock von einer Milliarde heben, und 32 000 Personen hätten zu tragen, wollte jeder nur 10 Kilogramm davon mitnehmen; 500 000 Personen wären es, wenn die Milliarde aus Silber bestände. Legt man eine Milliarde in Goldblättchen aneinander, so erreicht man damit eine Länge von 1050 Kilometern, übereinander zu einer Säule gestapelt würde man eine Höhe von etwa 33 000 Metern erreichen.

*** Humor im britischen Parlament.** In dieser Zeit englischer Spioniererei und Deutschenhass wickelt ein Vorgang, der sich vor einigen Tagen im Unterhause abspielte, um so erheitlicher, als er beweist, daß den britischen Abgeordneten der Sinn für Humor noch nicht abhanden gekommen ist. Als die Zeit für Interpellationen gekommen war, erhob sich würdevoll Mr. Patrick O'Brien, der große irische Parteiführer, und richtete an Sir Alfred Jacoby, den Vorsitzenden des Ausschusses für die Parliaments-Affäre, eine längere Rede. O'Brien hatte sich nämlich, um seine irischen Sorgen zu verbergen, eine Portion Erdbeeren mit Sahne geben lassen, aber als es ans Bezahlen ging und er einen Schilling entrichten sollte, rechnete er sich aus, daß ihm jede Erdbeere auf 2 Pence gleich 15 Pfennige zu stehen käme. "Weinake so teuer, wie ein Beerstiel wert ist," rief Mr. Redmond dazwischen. Patrick O'Brien verlangte nun mit vor Entrüstung bebender Stimme von dem bedauernswerten Sir Alfred Jacoby Auskunft, wie hoch zurzeit der reguläre Londoner Marktpreis für Erdbeeren sei, wie teuer sie der irischen Ausschuss einkaufe und womit er die Festsetzung eines so enormen Einzelpreises für die Mitglieder des Hauses begründen wolle. Der Angegriffene mußte zugeben, daß die Parliamentsliche für das Bünd Erdbeeren nur 65 Pf. bezahle, daß aber für einen Schilling Portionen verabreicht würden, die mindestens für zwei Personen reichten, auch die Sahne: "und unsere Sahne ist von der allerbesten Qualität!" Fortan aber sollen ebenso große und ebenso vorzügliche Erdbeeren nur 65 Pfennig kosten! Also sprach der Chef des Verpflegungs-Departements, und ein Weisheitswort folgte seinen Worten. Hochbegeistert schritt der grimmige Ire auf Sir Alfred Jacoby zu, und einige Minuten darauf sah man beide sich auf der Parlaments-terrasse — eine Portion Erdbeeren mit Sahne — teilen!

*** Auf der New Yorker Hochbahn.** Aus New York wird dem „Berliner Tageblatt“ geschrieben: So oft ich die New Yorker „Subway“ oder „Elevated“ benutze, muß ich unwillkürlich an die Europäer denken, die, wenn sie auch im glücklichen Besitz einer Hoch- und Untergrundbahn sind, doch noch nicht die praktischen Vorteile der schnellen und glatten Verkehrsabwicklung genießen, wie sie in New York gang und gäbe ist. Vor allem ist hervorzuheben, daß New York nur einen Einheitszins hat. 5 Cent ist das große Wort! Dieser Satz entspricht dem deutschen Zehn-Pfennigzins. 5 Cent kostet jede, auch die kleinste Zeitstrecke, 5 Cent kostet auch die Fahrt von der Bronx, dem nördlichsten Stadtteil, der 240. Straße bis zur Battery, der südlichsten Spitze von Manhattan, der eigentlichen City von New York, eine Strecke von 15 Meilen, oder nach Hoboken — New Jersey — durch die neueröffneten Sudfontunnels, „Tubes“ genannt, 90 Fuß unter dem Wasserpiegel, wo die Riesenkolosse der Dampfer, der Cunard-Linie, des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie als schwimmende Hotels über den Tunnelpassagieren in der Tiefe hinwegfahren; 5 Cent kostet auch die Fahrt nach Brooklyn und selbst nach Coney Island, dem New Yorker Niende, was von der Bronx aus eine Fahrt von 25 Meilen in fünf Viertelstunden bedeutet. Ein zweiter auffälliger Unterschied ist, daß New York keine Klassenunterschiede, auch nicht in der Bahn kennt. Es gibt keine 2. und 3. Klasse, keine Abteile für Raucher und Nichtraucher. Das Rauchen ist überall bei 100 Dollar Strafe verboten. Es wäre geradezu unmöglich, in New York verschiedene Klassen einzuführen. Wie könnte man mit diesem Verkehrsmittel tagtäglich 3 Millionen Menschen befördern, wenn jeder einzelne erst seine Wagenklasse suchen wollte? Die Züge haben meist 10 bis 14 Wagen, von denen jeder 150 Personen aufnimmt. Kein einziger von diesen 3 Millionen läßt seine Fahrkarte „knipfen“. An der Eingangsbarriere zum Perron steht ein Glasbehälter, in den jeder Passagier sein „Ticket“ hineinwirft. Diese Barriere wird von einem Aufseher beobachtet, der gleichzeitig den ganzen Perron übersehen muß und das ganze Stationspersonal einer jeden Station bildet. So hat der New Yorker kein Billett auf der Fahrt aufzubewahren, kommt nicht in die Lage, es in einer Tasche zu verlegen oder gar zu verlieren, er braucht infolge des einfachen Tarifs nicht nachzuzahlen, ob er einige Blod weitergefahren ist als beabsichtigt. Er verläßt den Perron ohne Billettgabe, ohne Aufenthalt und Hindernis, durch die Ausgangs, die ständig zur Straße geöffnet sind und nicht bewacht zu werden brauchen, obwohl man sie auch, als Eingang benutzen und durch sie zu den Zügen gelangen kann. Dieser Umstand ist eine merkwürdige Erscheinung im New Yorker Leben! Die Bahngesellschaften wie die Geschäftsleute haben das größte Vertrauen zum Publikum, ein Umstand, der die Ehrlichkeit ungemein stärkt. Der bedeutungsvollste Vorteil der New Yorker

Schnellbahnen ist der folgende: Alle Wagen eines Zuges sind gleich einem Dampfwagen zusammengeschlossen, also Durchgangswagen. In jeder Kupplung zweier Wagen steht in der Passage ein „Guard“, der das Amt hat, die nächste Station zu verkünden, durch eine Sprechvorrichtung die Ausgangsbrücken der beiden Wagen zu öffnen, und sobald die Passagiere aus- und eingestiegen sind, zu schließen und die nächste Station zu verkünden. Gleichzeitig gibt der „Guard“ des letzten Wagens seinem Kollegen im nächsten Wagenpaar das „Fertig!“-Zeichen, bis es den Zugführer erreicht. In einer halben Minute verlassen 500 Personen und mehr den Zug, 500 Passagiere nehmen Platz — und der Zug ist im Rollen . . .

Die Vernichtung von Wertpapieren.

In der „Landschau“ schreibt Baumspekulator Nicolaus von der Reichsdruckerei: Je weiter die Reproduktionstechnik vorschreitet, um so höhere Ansprüche werden an die Wertpapiere (Briefmarken, Aktien, Wertnoten usw.) gestellt, um die Herstellung von Fälschungen zu erschweren. Es werden deshalb bei diesen Erzeugnissen auch mehrere Druckprozesse hintereinander vorgenommen, deren jeder seine besonderen Eigenschaften und Schwierigkeiten hat, die aber alle den Zweck verfolgen, dem Fälscher die Herstellung der echten Noten unabweislich zu gestalten, dem Fälscher aber seine Arbeit so schwierig zu machen, daß er nur minderwertige Erzeugnisse fertigen kann, die deutliche Unterschiede von den echten zeigen. Bei den verschiedenen Fabrikationsvorgängen sind jedoch nicht alle Exemplare fehlerlos, und die Zahl der fehlerhaften Stücke wächst mit den Schwierigkeiten der Herstellung. Deshalb muß von vornherein mehr angefertigt werden, als zur Ausgabe kommt, und es ist mit einer bestimmten Ausschussmenge zu rechnen. Der Druckausstoß muß ferner genau so kontrolliert werden wie die fehlerlosen Produkte, denn er wäre ja zu mißbräuchlicher Verwendung hervorragend geeignet, da seine Fehler mitunter sehr gering sind, und schließlich muß er einwandfrei und vollständig vernichtet werden.

Zur Vernichtung sind verschiedene Verfahren benutzt worden. Das Verbrennen von Papier ist eine unübliche Sache. Es kommt nicht selten vor, daß im Innern von Papierpaketen, die lange Zeit dem stärksten Feuer, das die Technik kennt, nämlich dem eines eisernen Ofens mit Gasheizung und Wärmespeichern, ausgesetzt waren, noch unversehrte oder nur angefangene Wertgegenstände zu finden. Mit solchen unversehrten Stücken kann aber leicht Mißbrauch getrieben werden.

Um diesen Uebelständen zu begegnen, wird in manchen Betrieben das zu vernichtende Papier in eiserne Kochgeschiffe eingekocht. Diese werden dann verschlossen und die Wertgegenstände unter Zusatz von Laugen durch Dampf längere Zeit gelocht. Nach bestimmter Zeit wird der Inhalt abgelassen, und man kann dann mit Sicherheit darauf rechnen, daß alles vernichtet ist. Auch Verfälschungsapparate sind verwendet worden, das sind lange eiserne Trommeln, in denen eine mit Messern besetzte Welle umläuft. In diesen wird das Papier unter Wasserlauf so lange bearbeitet, bis alles in Brei verwandelt ist. Dieses Verfahren hat vor dem vorigen zwar den Vorteil der schnelleren Arbeit und ist auch ganz gut am Platze bei Wogenpapier, verwendet man es jedoch bei Wertgegenständen geringer Größe oder bei perforierten Briefmarkenbogen, so kommt es nicht selten vor, daß kleine Teile oder einzelne in der Perforation abgerissene Marken unversehrt die Maschine passieren.

Sind die bisher geschilderten Verfahren immerhin zweckmäßig zu verwenden, wenn es sich um kleine Mengen handelt, so werden sie ungewöhnlich, wenn sie große Mengen bewältigen sollen.

Die Vorsehung großer Mengen aber wird in der deutschen Reichsdruckerei verlangt. Es werden hier nämlich nicht nur Druckausstoß, sondern überhaupt alle, auch die unbedruckten Wertpapiere, zum Beispiel die wegen kleiner Fehler im Papier unbrauchbaren Wasserzeichenpapiere und die noch vor dem Druck beim Gummiverfahren fehlerhaft gewordenen Bogen bis zum Schluß auf Anzahl und Echtheit kontrolliert und dann vernichtet.

Um eine leistungsfähige Vernichtungsanlage und möglichst wenig Schwierigkeiten mit den Endprodukten zu haben, wurde ein trockenes Verfahren gewählt und dazu eine sogenannte Schlagkreuzmühle aufgestellt. Diese Vorrichtung hat ihren Namen von einem starken Kreuz aus geschmiedetem Stahl mit etwa 1/2 Meter langen Armen, das in einem gußeisernen Gehäuse in schnelle Umdrehungen versetzt wird. Seine Umlaufgeschwindigkeit beträgt etwa 20 in der Sekunde, und der Betrieb der Mühle erfordert durchschnittlich 40 Pferdekräfte. In das Gehäuse werden die zu vernichtenden Papiere durch einen Trichter eingebracht und sofort von dem Kreuz ergriffen und zerrissen, zum Teil aber auch gegen die Wand des Gehäuses geschleudert. An dieser aber sind mit geringem Abstand von den Armen des Kreuzes vierkantige Stahlstäbe eingeseht, alle dorthin gelangenden Papierstücke werden daher vollends zermahlen, und zwar so lange, bis sie durch ein Sieb an der Unterseite des Gehäuses in die unter der Mühle liegende Sammelkammer gelangen können. Die Größe der Sieblöcher ist so bestimmt worden, daß die durchfallenden Stücke nicht mißbräuchlich verwendet werden können, daß sie aber andererseits noch groß genug sind, um wieder in der Papierfabrikation verwendet werden zu können.

Kleine Chronik.

Prügelnde Luftschiffer.

Eine Schlägerei zwischen Militär und Zivilisten, bei der zwei der Zivilisten mit dem Seitengewehr so schwer verletzt wurden, daß sie nach dem Krankenhaus gebracht werden mußten, entwickelte sich am Tegeler Weg in Charlottenburg. Drei Laubkolonnen, unter denen sich der Maler Gübner befand, wollten sich abends gegen 10 Uhr nach dem Laubengelände am Tegeler Weg begeben. Hinter ihnen gingen fünf Soldaten. Der Maler Gübner stimmte ein Lied an mit dem Refrain: „Hat der Seemann kein Geld.“ Dies bezogen die Soldaten, die der Luftschiffer-Abteilung angehörten, auf sich. Einer von ihnen trat an die Zivilisten heran und befehlte dem Pächter D. mit den Worten: „Wir lassen uns nicht beleidigen“ einen Faustschlag in das Gesicht. Dann zog er sein Seitengewehr und schlug damit auf die drei ein. Gübner erhielt zwei so wuchtige Hiebe über den Kopf, daß er besinnungslos zusammenbrach. In diesem Moment trat der Oberbedienstete a. D. Schmidt an die Gruppe heran, jedenfalls in der Absicht, zu vermitteln. Die Wut des Soldaten richtete sich nun gegen Schmidt, auf den der Soldat blindlings mit dem Seitengewehr einhieb. Glücklicherweise kam jetzt ein Unteroffizier der Luftschifferabteilung mit drei Soldaten hinzu und machte der blutigen Szene ein Ende. Schmidt wurde nach seiner Laube gebracht und später von dort durch die Polizei nach dem Krankenhaus Westend übergeführt. Er hat zwei schwere Kopfverletzungen, zwei Schußwunden im Oberarm und eine 2 Zentimeter klaffende Fleischwunde am rechten Oberschenkel erlitten. Gübner, der auf der Unfallstation einen Notverband erhielt, wurde ebenfalls nach dem Krankenhaus gebracht.

Man sollte wirklich den Soldaten außerhalb des Dienstes das Seitengewehr abnehmen, um solche Ausschreitungen zu verhindern.

Der verhaftete Erbe.

Wie aus Spandau gemeldet wird, ist dort der Schlosser Selchow durch Verhaftung in den Besitz einer Erbschaft gelangt. Er war schlafend nachts in einem fremden Hause betrogen worden und wurde festgenommen, weil er eine große Menge verschiedener Schlüssel bei sich führte und deshalb in den Verdacht kam, daß er zur Begehung von Diebstählen sich in das Haus eingeschlichen habe. Als auf der Polizeiwache seine Person festgestellt wurde, erinnerte sich ein Bedienter daran, daß die Polizei vor längerer Zeit Ermittlungen nach einem Manne seines Namens angestellt hatte, dem eine aus Amerika angekommene Erbschaft auszubezahlt werden sollte. Bei der Psephlexplosion auf dem Dampfer „Valdivia“ in Newport hatte ein aus Spandau stammender Heizer dieses Namens seinen Tod gefunden; der Verunglückte hatte Ersparnisse gemacht, die, nachdem die Hinterlassenschaft geregelt war, nach Deutschland geschickt wurden, um dem Erben auszuhändigen zu werden. Die Mutter und zwei Schwestern des Verunglückten hatten ihren Erbanteil bereits erhalten; der Bruder — das war der Arrestant — hatte aber nach nichts von dem Tode des Heizers erfahren und brach in Tränen aus, als er auf der Polizeiwache die Trauerkunde vernahm. Sein Erbanteil, mehrere hundert Mark, die auf der Stadthauptkasse aufbewahrt wurden, ist ihm am nächsten Tage ausgezahlt worden. Aus dem Polizeiarrest wurde er entlassen, da ihm nichts Strafbares nachgewiesen werden konnte, er war lediglich im Zustande der Trunkenheit in das fremde Haus geraten.

Das Drama in der Schaubude.

Eine empfindliche Strafe hat der Stadtverordnete Gausner in Köln erlitten. Wie gemeldet wird, wurde Gausner zu 2 Monaten Gefängnis und der Stadtverordnete Korner zu 200 Mark Geldstrafe verurteilt, weil sie die Unwahrheit, der Köfener Bürgermeister K. habe nachts zu einer Dame eindringen wollen, verbreitet hatten. Gausner hatte das angebliche Abenteuer des Bürgermeisters „dramatisiert“ und in Brunnenfeld in einer Schaubude aufführen lassen.

Die eigne Tochter geheiratet.

Unter der Beschuldigung, seine leibliche Tochter geheiratet zu haben, wurde in Bromberg der Arbeiter Thomas Bolland festgenommen und dem Gericht vorgeführt. Dieser Verhaftung liegt eine romanhaft klingende Geschichte zugrunde. B. ist kürzlich aus Amerika zurückgekehrt, wohin er sich vor mehr als 30 Jahren begeben hatte, seine junge Frau und ein Töchterchen in Bromberg zurücklassend. 20 Jahre ließ B. nichts von sich hören, so daß nach wiederholten fruchtlosen Aufrufen die gerichtliche Todeserklärung erfolgte, worauf seine Frau eine neue Ehe einging. Die inzwischen 21 Jahre alt gewordene Tochter entschloß sich, ihrem verlassenen Vater persönlich in Amerika nachzuforschen. Dort lernte sie einen Mann kennen, der um sie warb, und mit dem sie sich schließlich trotz des Altersunterschiedes verheiratete. Von diesem Heirathat, kehrte nun die junge Frau mit ihren drei Kindern und ihrem Ehemann kürzlich nach Bromberg zurück. Hier stellte es sich heraus, daß der Mann — ihr leiblicher Vater war. Die Untersuchung in dieser abenteuerlichen Sache wird mit Eifer betrieben, und zwar soll zunächst festgestellt werden, ob B. beim Eingehen seiner zweiten Ehe gewußt hat, daß die Auserkorene die eigne Tochter war. Jedenfalls hatte der Mann sich drüber einen andern Namen beigelegt.

„Wir zwaa würden schon über Ort kommen (einig werden), wenn wir amal an Handel miteinander hätten!“ meinte der Loisl. „Wenn oane a Güetl so brav im Stand' haltet wie die Zischga, nachher kann man schon handelsseins damit werd'n!“

„'s Güetl is quai beid'!“ In Feld und Stall aues in Ordnung! Zwaa stüäh im Stall, die Blaz und die Tschekate! Drei Zwaa und a Maitschwein! Die Ader weiß selber,“ erklärte die Zischga.

„Ah, freuch weiß' is!“ jagte der Loisl bewundernd. „Fsonbers das Vieh is heutzutag was wert. Die Tschekate Kwah is halt schon a bissel alt. Aber siebzg Gulden is sie alleweil noch wert!“

„Was? Siebzg Gulden? Bist narrisch?“ erwiderte sich die Dirn. „Die Tschekate g'stecht (ist wert) noch alleweil 's Doppelte! Magst nit noch a Schälke Kaffee?“

Der Loisl, der ausgetrunken hatte, gab wieder mit einem behaglichen Knurren seine Einwilligung. Das war ja schneller gegangen, als er gehofft hatte. Ja ja, man muß so einem alten Mabel nur a bissel 's Koberl' traken. Dann schaut sie g'schwind „heremwärts“. Er gab etliche tüchtige Stücke Zucker in die Kaffeesupp'n und meinte nach einer Weile nachdenklich:

„'s Doppelte is wohl viel g'sagt!“

„Da hast Du Dir dös Vieh wohl noch nit g'nau angeschaut!“ erwiderte die Zischga.

„D, i hab' sie quai g'nua g'sehn beim Tränken! Auf adtzg Gulden, wenn sie noch recht fleischig is, könnt's einer schon freigern!“ meinte der Loisl.

„Dös is die Tschekate in fünf Jahr' noch wert!“ ergriff die Zischga die Partei ihrer Kuh.

Der Loisl entschloß sich zu einem großen Trumf: „Wenn einer an Hundertter gab, nachher zahlst er wohl wie a Graf!“

„Kaa, naal!“ meinte die Dirn. „Um hundertzwanzg wär' sie noch g'schent!“

„An Behner würdest schon nachlass'n!“ rief der Loisl. „Auf an Behner geht's ja schließlich bei so a Schätzung nit z'samm!“ gab die Dirn nach. „Dafür is die Blaz ihre zwaa-hundert wert. Und die Ader sein jounseitig. Am Sau'l seigt sich nit. Schulden sein koane drauf. A bissel a Sparflüssgeld is auch da. Die eine Hälfte g'hört ja dem Brüber. Aber es is die andre Hälfte auch noch g'nua!“

Der Loisl horchte gar nicht mehr recht „n, was die Dirn erzählte. Jetzt galt es rasch, die Gelegenheit beim Schopf paden. „Alsdann hundertgehne die Tschekate . . .“ jagte er.

„Ja, und die Blaz, 's Haus und der Grund . . .“ unterbrach ihn die Dirn.

Der Loisl erhob sich: „Da wünten wir ja handelsseins werd'n!“

„Wann Du's . . . redlich meinst!“ Und . . . Zischga trodnete sich die Hände an ihrem Schurze ab.

„Freilich mein' is redlich!“ versicherte der Loisl. „I hav' Dir's schon g'sagt, daß i's nit übers Herz bringen könnt', a hilfloses Mabel zu betriag'n! Schlag ein! Es gilt!“ Er streckte ihr seine Rechte hin, in die die Zischga kräftig einhieb.

„I möcht' mir halt a quate Behandlung ausbitt'n!“ meinte die Dirn.

„Ah, da fehlt sich nit!“ versicherte der Loisl, der im Geiste schon die Tschekate Kwah schlachtete und nach allen Regeln der Kunst zerlegte. „Da passiert nit! Dös is g'schwind vorbeil! Alsdann können wir's morg'n in der Früh gleich angehn!“

„Morg'n in der Früh?“ rief die Zischga erstaunt. „Dös geht ja nit. Was jageten denn d' Leut!“

„Dös geht doch d' Leut' nit an! Morg'n in der Früh is's am g'schneuesten! 's is gleich überhanden!“ meinte der Loisl.

„Aber was fällt Dir denn ein, Loisl!“ jagte jetzt die Dirn ganz verwirrt. „Wir müass'n doch zuerst zum Pfarrer gehn!“

„Zum Pfarrer?“ fragte der Loisl verständnislos. „Zu was brauch'n wir denn dazu an Pfarrer?“

„Ja, Loisl!“ rief die Zischga entsetzt. „Bist D' denn auf einmal a Heid' word'n! Der Pfarrer muß doch dabei sein zum Einsegnen!“

„Der Pfarrer?“ meinte der Loisl. „Zum Einsegnen? Dös Vieh wird wohl nit verheert sein!“

„Was für a Vieh?“ fragte die Dirn.

„Ja, die Tschekate Kwah!“ rief der Loisl.

„Wer redt denn von der Tschekate Kwah?“ die Zischga.

„Wir reden doch schon die längste Zeit nit anders als von der Tschekate Kwah!“ der Loisl.

„Von der Tschekate Kwah?“ die Zischga.

„Was denn sonst? Wir sein ja handelsseins worden wegen der Kwah auf hundertgehne Gulden! Morg'n in aller Früh hol' i' und da wird sie gleich g'schlagn!“

„Wer?“

„Die Tschekate Kwah!“

„D, Du Lober, Du verdammer!“ freizügte die Zischga. „Weg'n der Tschekaten Kwah sein wir handelsseins worden? Hast nit

umadam g'reht vom Güetl und vom Vieh und hast alles haarkloan wissen müass'n von wegn dem Heirat'n! Und isch möcht' er sich auf einmal auf die Tschekate Kwah aufheben, weil's Ernst' wird! Du Lump, Du spottschlechter! Und so aner möcht' a hilfloses Mabel glaub'n mach'n, daß er sie nit betriag'n könnt! Halt! Du andre für an Narren, Du Augenbeutel, Du höllischer! Mehgertusch, maefizischer!“

Der Loisl rih zu seiner Rechtfertigung mehrmals den Mund auf. Er vermochte aber nicht zu Wort zu kommen.

„I will Dir aufzünd'n, daß D' nimmer einersindest!“ Mit diesen Worten ergriff die Dirn den Kessel mit dem Waschwasser am Herd. Der Loisl wich in einer dunkeln Vorahnung unwillkürlich ein paar Schritte gegen die Kucheltür zurück. „I will Dir die Tschekate Kwah einträcken, Du Saffra, Du dummscher!“

Nach ehe der Loisl ausweichen konnte, ergoß sich die ganze Flut des Waschkessels über ihn.

„Himmelsait'n noch amal eini!“ schrie er. Im nächsten Augenblick glaubte er einen dicken Fußtritt zu verspüren und stolperte aus der Kuchel in den Hausgang. Unter der Kucheltür hätte er bald den Kuchel über den Haufen gerannt, der gerade aus dem Stall kam und auch noch etliche Spritzer aus dem Waschkessel abbekam.

„Mir scheint, heut hat sie wieder ihren quai'n Tag!“ meinte der Anollen Kuchel latentisch, ohne sich weiter aufzuregen.

„Der Zuzil joll' Di hol'n mitamant Deiner Tschekate Kwah!“ rief der Mecher Loisl, der an seinem ganzen Körper die warme Flüssigkeit spürte, indem er sich im Hausgang erbittert umdrehte.

Da sah er, wie die Dirn aus einer Ecke einen hölzernen Kübel mit einer noch verdächtigeren Flüssigkeit holte. Ein rascher Blick belehrte ihn, daß es der Schweinestrunk war. Die Zischga hob die Wutt'n drohend in die Höhe. Da war aber der Loisl mit ein paar bergweifelten Sprüngen schon bei der Dirn drauhen.

Er sprang bis zum nächsten Heuschaber und wälzte sich einma ordentlich darin, um etwas trocken zu werden. Schließlich war es schon fast dunkel geworden, so daß er sich heimlich nach Hause drückte und dort wieder einen appetitlichen Menschen aus sich machen konnte.

Als ihn der Mecher Krust am nächsten Morgen fragte, wie denn der Handel um die Tschekate Kwah der Anollen Zischga ausgegangen sei, meinte er: „Weh selber handeln! Bieh Dir aber so loa Feiertagswaid dazu an!“

Das Geheimlager des Waffendiebes.

Mit den großen Waffendiebstählen in den Spandauer Kriegsmagazinen steht ein auffallender Fund im Zusammenhang, der auf einem entlegenen Grundstück am Spreerfer in Spandau gemacht wurde. Auf die Anzeige eines Ruffers, der früher in einem Expeditionsdienst gearbeitet hatte, begaben sich Kriminalbeamte nach der von ihm bezeichneten Stelle und ließen in der Erde nachgraben. — Si stieß man auf ein verborgenes Lager von fertigen Feuerwaffen, Seitengewehren, Waffenteilen und Gewehrmunition; alles bestand sich in fast verrottenen Zustände. Waffen und Munition bildeten eine volle Wagenladung; alle Gegenstände wurden von der Polizei konfisziert. Sie röhren von den Diebstählen des Zeugoberleutnants Poppe her, der im Posener Prozeß wegen der Waffendiebstähle eine Hauptrolle spielte, sich aber jetzt wegen Geistesunnachung in einer Anstalt befindet. Poppe hatte die Waffen und Waffenteile einem Expediteur übergeben, der sie, als die Diebstähle entdeckt wurden, nach dem Spreerfer schaffen ließ. —

Die vergessenen Patronen.

Ein merkwürdiger Vorfall hat sich auf dem Gemeindefriedhof in Niepe am Finowkanal zugetragen. Dort sollte ein Toter, der dem Kriegerverein angehört hatte, beerdigt werden. In der üblichen Weise wollte man dem Verstorbenen die drei „Ehrenjaben“ über das Grab geben. Der Verein war vollständig zur Stelle, doch als sich mehrere Mitglieder zur Abgabe der Ehrenjaben aufstellten, drückten sie vergeblich ab. Es stellte sich heraus, daß bei sämtlichen Gewehren die Patronen fehlten. —

Töblicher Unfall eines Tauchers.

Wie aus Kiel gemeldet wird, wurde beim Tauchen nach einem bei Hall in Grund gegangenen Torpedo durch unerklärliche Ursache der Tauchereranzug undicht, und der Taucher, der Oberzimmernannschaft Matthies vom „Blitz“, erkrankte, ehe Hilfe möglich war. Die Stundenlang angestellten Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. —

Von giftigen Brunnengasen getödtet.

In Wola bei Ostrowo stieg der Wirtschaftsbefitzer Wolniak in seinen Brunnen, um eine Leiter herauszuziehen. Er wurde dabei von giftigen Brunnengasen bezaubt und fiel in die Tiefe hinunter. Auf die Hilferufe seiner Frau eilte der Wirtschaftsbefitzer Wolczal herbei. Ihn ereilte dasselbe Schicksal. Er verschwand in der Tiefe. Die Leichen sind bereits geborgen. —

Durch einen Zelluloidkamm schwer verunglückt.

Am Donnerstag traf die Arbeiterin Theresie Lometenicek in Wien ein jäheres Unglück. Sie löschte sich, vor dem Sparherd sitzend, ihr Mittagsmahl und mußte sich, um das Feuer anzuschüren, zur Feueröffnung biegen. Plötzlich stand ihr Haar in Flammen. Ein Zelluloidkamm, den sie aufgesetzt hatte, hatte sich, als sie dem Feuer zu nahe gekommen war, entzündet und hatte zunächst ihr Haar in Brand gesetzt. Die Unglückliche hatte Geistesgegenwart genug, die Flammen gleich darauf zu unterdrücken; aber sie hatte doch schon außer der Verengung eines großen Teiles der Haare auch Brandwunden erlitten und zweiten Grades auf der Kopfhaut und im Gesicht erlitten. Dieser Unglücksfall beweist, daß Zelluloidkämme keineswegs so harmlos für den Gebrauch sind, als ihre Erzeuger behaupten. Wie dieser Unfall eine Abnungslöse traf, so kann es wohl all den vielen tausend Frauen ergehen, die heute dieses billigen und so gefährlichen Schmuckes nicht entzaten können. —

Selbstmord einer Kranken.

Die 21jährige Telephonistin Marie Uhl in Wien hat sich im Krankenbett mit einem langen Messer in die Herzgegend gestochen und ist sofort tot geblieben. Sie war seit neun Tagen an gastrischem Fieber erkrankt und klagte heute über besonders starke Schmerzen. Die Mutter ließ den Arzt holen und erwartete ihn im Hausvor. Die Kranke schlich inzwischen in die anstößende Küche, holte ein scharfgeschliffenes Küchenmesser und stieß es sich, auf dem Bettrand sitzend, mit voller Wucht in die Brust. —

Das Dorf in Flammen.

Durch Selbstentzündung von Klee sind in dem Dorfe Poldsch bei Raftenburg achtzehn Gebäude ein Raub der Flammen geworden. Fast das ganze Dorf ist niedergebrannt. —

Eine Stadt eingekesselt.

Ein Niesenbrand hat die russische Stadt Telschi vollständig in Asche gelegt und unter den Einwohnern großes Elend verursacht. Aus Lieden gingen Ertragslose mit Feuerwehr und Militärkommandos dahin, andre benachbarte Städte sandten die gleiche Hilfe. Nach den zuletzt eingegangenen Nachrichten aus Telschi sind nur einige Häuser übrig geblieben. Ob Menschenleben verloren sind, ist noch nicht bekannt. Die Not ist groß. —

Eingegangene Druckschriften.

Nicht verlangte Zusendungen werden nicht zurückgeschickt. Bezeichnung verwechseln.

Die **chronische Darmschwäche**, das Grundübel des Kulturmenschen, ihr Einfluß auf alle Körperfunktionen und ihre Heilung. Von Dr. med. Paczkowski. Preis 80 Pfg. 7. Auflage. Verlag von Edmund Demme, Leipzig. —

Soblen erschien Nr. 17 des **Simplexsimus**. Preis 30 Pfg. Man kann ihn beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen oder direkt vom Simplexsimus-Verlag in München. —

Marktberichte.

Magdeburg, 25. Juli. Die heutigen Marktpreise waren: Erbsen, gelbe zum Kochen 20,00—26,00. Speisebohnen (weiße) 19,00 bis 34,00. Linsen 24,00—48,00. Epfartoffeln neue 6,00—8,50. Nichtstroh 5,00—6,00. Krummstroh 3,50—4,00. Heu 6,00—7,00. Alles für 100 Kilo. Rindfleisch im Großhandel 1,08—1,28, von der Keule 1,40—1,60. Rindfleisch 1,20—1,30. Schweinefleisch 1,30 bis 1,60. Kalbfleisch 1,30—1,70. Hammelfleisch 1,30—1,60. Speck (geräuchert) 1,40—1,60. Eßbutter 2,40—2,80. Alles für 1 Kilogramm. Eier für 60 Stück 3,80—4,40. —

Briefkasten.

G. S., Barbh. Dieser Rechtsanwalt wohnt nicht in Magdeburg. **Alter Abonnent O.** Die Kasse muß zahlen. — **H. L., Fernerleben.** Sie fahren über Leipzig bis Döbitz (Straße Leipzig—Kieja) und von dort mit der Kleinbahn nach Strehla a. E. —

Vereins-Kalender.

Anzeigen unter dieser Rubrik kosten 5 Pf. die Zeile. Bei Zusendung von Manuskripten für diesen Teil muß stets der dafür zu entrichtende Betrag beigefügt werden. Andernfalls erfolgt keine Aufnahme. Die Redaktionen bitten um kurze Fingerteile auf Veranlassungen, Lehrgangshandeln etc. einzufallen. Zusätze wie „Kriegsbeilage“, „Erschienen notwendig“ u. dergl. werden geachtet.

Frauen- und Mädchen-Bildungsverein, Bezirk Wilhelmstadt. Mittwoch den 29. d. M. Spaziergang mit Kindern nach Döbitz. Treffpunkt „Luisenpark“. Abmarsch nachmittags Punkt 2 Uhr. 130

Turnerschaft Magdeburg. Dienstag den 28. d. M., abends 9 Uhr, Vorstandssitzung bei Sächtesfeld. 142

Fernerleben, Arbeiter-Turnverein Vorwärts. Turnstunden jeden Dienstag und Freitag, der Damenabteilung jeden Montag. Die Versammlung findet jeden ersten Sonnabend im Monat statt.

Schönebeck, Gr.-Salze und Frohse. Freie Turner. Der letzte Kurzusabend findet Mittwoch den 29. d. M., abends 8 Uhr, im „Stadtspark“ statt. 141

Salzwedel, Partellsitzung Sonnabend den 1. August, abends 8 1/2 Uhr, bei Köller. 140

Wasserstände.

		+ bedeutet über, — unter Null.		Fall Waßer	
Sfer, Eger und Moldau.					
Jungbunzlau	23. Juli	+ 0,04	24. Juli	+ 0,12	— 0,08
Lain		+ 0,50		+ 0,60	— 0,10
Mudweis		— 0,18		— 0,18	—
Prag		—		—	—
Muffent und Saale.					
Straußfurt	25. Juli	+ 1,45	26. Juli	+ 1,30	0,15 —
Weißensfels Untp.		+ 0,86		+ 0,70	0,16 —
Erzfa		+ 2,90		+ 2,48	0,42 —
Wittenberg		+ 2,60		+ 2,20	0,40 —
Bernburg		+ 2,15		—	—
Salze Oberpegel		+ 1,88		—	—
Salze Unterpegel		+ 1,88		—	—
Milde.					
Deßau, Müldenbr.	25. Juli	+ 0,46	26. Juli	+ 0,21	0,25 —
Elbe.					
Barndubig	23. Juli	— 0,78	24. Juli	— 0,78	—
Brandeis		— 0,24		— 0,14	— 0,10
Melmit.		+ 0,18		+ 0,26	— 0,08
Leitmeritz		— 0,42		— 0,50	—
Muffig	25.	— 0,17	26.	—	—
Dresden		— 1,58		— 1,58	—
Lorgau		— 0,07		—	—
Wittenberg		+ 0,80		—	—
Rehla		+ 0,38		—	—
Barby		+ 1,20		+ 1,04	0,16 —
Schönebeck		+ 1,05		—	—
Magdeburg	26.	+ 1,00	27.	+ 0,98	0,02 —
Langermünde	25.	+ 1,68	26.	—	—
Wittenberge		+ 1,13		+ 1,39	— 0,21
Proba-Dömitz		+ 0,33		+ 0,45	— 0,12
Lauenburg		+ 0,40		+ 0,51	— 0,11

Doppelte Rabatt- Marken!

Kab-, Strick-, Stiek- und Häkelgarns sind vom Rabatt ausgeschlossen!

Die noch vorhandenen Restbestände in Saison-Artikeln müssen auf jeden Fall gänzlich geräumt werden und haben wir uns daher entschlossen, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag trotz der fabelhaft billigen Preise auf alle Waren ausserdem noch Doppelte Rabattmarken, demnach also 10 Prozent Rabatt in Marken, zu gewähren

➔ Dieses Angebot hat nur 4 Tage Gültigkeit ➔

Raphael Wittkowski

Breiteweg 61 G. m. b. H. Breiteweg 61

Griebens Reiseführer

Land des Harz, Thüringer Wald, Sächs. Schweiz, Spreewald sowie Leipzig, Hamburg, Potsdam, Berlin, Dresden, München, Wartburg usw. usw.

vorrätig in der

Buchhandlung Volksstimme

Große Münzstraße 3

Alexandria-Zigaretten!

Spezialmarke für vornehmste Zigarettenraucher:

Piccadilly-Club 2 Pf.

Fiametta 3 Pf.

Tertia 3 1/2 Pf.

Quarta 4 Pf.

Quinta 5 Pf.

1110 Alexandria, Dresden.

Filiale Magdeburg: Fr. Vocke, Gitschiner Str. 1.

Burg. Dienstag

Frische Wurst u. Stiefleisch.

Albert Friedrich, Bahnhofstr. 13b.

Burg, Reibter Str. 22 Burg

Jeden Mittwoch frische Wurst, Sonnabend Knoblauchwurst.

Ernst Giese.

Altes Gold u. Silber kauft und nimmt z. d. höchst. Preis in Zahlung R. Goldt, Uhrm. u. Hohenstraße 23

Reichth. Fahrrad- u. Schl. u. Ritt, 25 Pf. mod. Fahrrad Stephansstraße 14, p.

Gesang-Vereinen

empfehlen wir zu Ihren Festlichkeiten unsere Druckerei zur Anfertigung aller Drucksachen. Programme von den einfachsten bis zu den feinsten, sowie Eintritts-Karten werden sauber und prompt geliefert.

W. Pfannkuch & Co.

Große Münzstr. 3 - Fernsprecher 961

dem nun die Verwaltungskosten des Arbeitsnachweises ganz enorme waren, 22 127,55 Mark, konnte an die Landwirtschaftskammer ein Uebertrag in Höhe von 7555,41 Mark abgesetzt werden. Die agrarische Geschäftsfähigkeit versteht es, aus jeder Blüte Honig zu saugen.

Württembergische Landtagswahl. Bei der Landtagswahl in Oberndorf behauptete das Zentrum sein vom Landtage für ungültig erklärtes Mandat. Arbeitersekretär Andre (Str.) erhielt 3355, Reaktor Roth (Volksp.) 1891 und der Sozialdemokrat Stolte 1233 Stimmen. Die Sozialdemokratie hat ihre Stimmenzahl etwas erhöht.

Antifemistisches. Die Antifemisten christlich-sozialer Richtung halten ihren Parteitag vom 13. bis 15. September in Herford ab. Gleichzeitig mit dem Parteitag soll ein Kursus abgehalten werden. Die Unterrichtsgegenstände sind nicht angegeben.

Aus der Parteibewegung.

Friedrich Lehner, einer der ältesten Veteranen der Sozialdemokratie und einer der bravsten, hilfsbereitesten Männer, auf den jeder deutsche Genosse in London zählen konnte, wenn er Rat oder Rat brauchte, ist von seinem Unglück heimgeführt worden. Seines Augenlichts beraubt, stürzte er eine Treppe hinunter, ist seitdem bettlägerig und unfähig, seinem beschiedenen Erwerb nachzugehen, den er in Korrespondenzen für Parteiblätter fand. Wir wünschen dem lieben alten Freunde gute Besserung und hoffen, daß er in der guten Pflege seiner Frau und Tochter sich wieder erholen möge. Friedrich Lehner wohnt in London E. S., 46 Broadfield Road, Hither Green.

Gegen die Jugendorganisation. Sämtliche Vorstandsmitglieder der freien Jugendorganisation in Breslau sind dieser Tage mit Strafmandaten bedacht worden. Sie sollen das neue Vereinsgesetz dadurch übertritten haben, daß sie jugendlichen Personen unter 18 Jahren Aufnahme gewährten, während — nach polizeilicher Meinung — der Verein ein politischer sei. Gegen die Strafmandate ist Einspruch erhoben worden.

Gegen Verleumdung dreier Landgerichtsräte durch die Kritik eines am 4. Mai d. J. gegen die „Mühlhäuser Volkszeitung“ ergangenen Strafammerurteils wurde der frühere Redakteur der „Mühlhäuser Volkszeitung“ und jetzige Arbeitersekretär, Genosse August Witz, von der Strafammer beim Landgericht Mühlhausen i. E. zu 150 Mark Geldstrafe verurteilt. Der inkriminierte Artikel hatte die Tatsache scharf glorifiziert, daß jene Berufungsammer nach längerer Beweisaufnahme, in welcher eine Reihe von Zeugen teilweise widersprüchlich gegeneinander ausgesagt hatten, nur ganz kurze Zeit im Beratungszimmer verweilte, um darauf mit einem einzigen kurzen Satz die Verurteilung des Genossen Martin von der „Mühlhäuser Volkszeitung“ gegen ein auf sechs Wochen Gefängnis wegen Preisbeileidigung lautendes Schöffengerichtsurteil kostenlos abzuweisen.

Der Parteitag in Dänemark. Der Hauptvorstand der sozialdemokratischen Partei Dänemarks hat den bevorstehenden Parteitag auf den 17. bis 20. September einberufen. Er findet, wie es auf dem vorigen Parteitag in Kopenhagen 1906 beschlossen wurde, in der Hauptstadt Kopenhagen, in Odense, statt und wird sich hauptsächlich mit der Stellung der Partei zu den im nächsten Jahre stattfindenden Wahlen beschäftigen.

Magdeburger Angelegenheiten.

Magdeburg, 27. Juli 1908.

Stillschließen in den Fabriken. Der Minister des Innern hat die Berliner Vorortgemeinden durch den Regierungspräsidenten zu Potsdam aufgefordert, anzuregen, daß in den Fabriken, die Frauen beschäftigen, den Müttern von Säuglingen durch Einrichtung von Stillzimmern eine noch über den gesetzlichen Schutz hinausgehende Fürsorge gewährt wird. In zwei Vororten, Schöneberg und Weißensee, ist dieser Gedanke sofort aufgenommen worden. Die Fabrikbesitzer sind aufgefordert worden, ein Zimmer in der Fabrik den Müttern zur Verfügung zu stellen, wo sie mit den Kindern in den Pausen zusammen sein können. Alle Unkosten, für die Kontrolle der Stillstuben durch einen Arzt und die Anstellung einer Schwester für die größeren Fabriken, wollen die Gemeinderäte tragen.

In der landwirtschaftlichen Maschinenfabrik von Zimmermann Nachf., Odenstedterstraße, herrschen noch Zustände, wie man sie gütlicher Weise in der Metallindustrie Magdeburgs selten antrifft. Der Fabrikbesitzer, Herr Kupfernagel, scheint sehr wenig Rücksicht für die modernen Anforderungen unserer Zeit zu haben. Die Arbeitsbedingungen seines Personals lassen das wenigstens erkennen. Die tägliche Arbeitszeit beträgt in diesem Betriebe noch 10 Stunden und 10 Minuten oder 61 Stunden pro Woche. Zur Verrechnung gelangen jedoch bei Einhaltung dieser Arbeitszeit nur 60 Stunden. Jeder von den etwa 30 beschäftigten Arbeitern schenkt also, wenn auch nicht freiwillig, Herrn Kupfernagel 1 Stunde. Das macht im Jahre mit 50 Wochen gerechnet 50 Stunden oder 5 Arbeitstage pro Arbeiter. Multiplizieren wir diese Arbeitstage mit der angegebenen Arbeiterzahl, dann ergibt sich für den Fabrikbesitzer ein Gewinn von 150 Arbeitstagen gleich einem halben Jahr Arbeitsleistung eines Durchschnittsarbeiters, die dem Unternehmer nichts kostet. Der Einwand, daß Herr Kupfernagel an den Tagen vor Oitern, Pfingsten und Weihnachten um 4 Uhr den Arbeitsschluß eintreten läßt, bis 6 Uhr aber bezahlt, kann diesen haltlosen Zustand in keinem bessern Lichte erscheinen lassen. Abgesehen davon, daß Tausenden von Arbeitern durch Tarifvertrag diese Vergünstigung zuteil wird, sind es immer noch 44 Stunden, die nach Abzug von 6 Stunden in einem Jahre pro Arbeiter gespart werden. Es müßte wunderbar zugehen, wenn in diesem Betriebe der Verdienst zufriedenstellend wäre. Für gelernte Arbeiter bestehen Stundenlöhne von 34 bis zu 46 Pfennigen und die Behandlung spottet einfach jeder Beschreibung. Der Anstand verbietet uns, Proben aus dem Wörterlexikon des Herrn Kupfernagel hier wiederzugeben. Es gehört schon ein recht aparter Geschmack dazu, sich in der von ihm beliebten Rolle zu gefallen. Die Arbeiterschutzbestimmungen existieren für Herrn Kupfernagel nicht. Soweit jugendliche Arbeiter resp. Lehrlinge unter 16 Jahren in Betracht kommen, haben diese die für den Betrieb maßgebende Arbeitszeit einzuhalten. Es scheint dem Fabrikbesitzer gänzlich unbekannt zu sein, daß die Arbeitgeber auf die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen in ihren Fabriken zu achten haben. Wir wollen es uns heute verlagern, auf die familiären Verhältnisse dieses Betriebes näher einzugehen. Das Angeführte kennzeichnet die in der Metallindustrie noch stellenweise vorherrschende Rückständigkeit zur Genüge.

Achtung, Vergolder! Der Ausstand in der Magdeburger Gold- und Politureifenfabrik Entke u. Stein besteht unbeeinträchtigt fort.

Sie wollen keine Gelder sein. Der Arbeiterverein vom Friedrich Krupp A.-G. Grusonwerk hat in einer Generalversammlung eine Resolution angenommen, in der die Bezeichnung „Gelder Verein“ zurückgewiesen wird. Sie passe nicht für den A. B. G. W., mit welcher Abfärgung man den Verein immer bezeichnen solle. Gelde wollen die Herrschaften nicht sein, weil sie sich ungehobelt von den Einflüssen jenseits halten und deswegen auch nicht dem hier gegründeten Kartell gelber Arbeitervereine, in dem der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie den Ton angibt, anschließen wollen. Natürlich hat die Resolution nur den Zweck, allen neuen Mitgliedern Sand in die Augen zu streuen. Aus schwarz läßt sich aber nicht gut weiß machen. Darum wird denn auch der A. B. G. W. nicht um ein Härchen anders eingeschätzt werden, und wenn er auch noch so energisch die Bezeichnung „gelber Verein“ von sich weist.

Die sozialdemokratische Bestenung der Arbeiter. Der hiesige „Central-Anzeiger“ gefällt sich in letzter Zeit darin, der über beleumundeten schwarzmachenden „Post“-Partigen nachzudruden.

die der Verleumdung der Arbeiterbewegung dienen. So zeigt der „Central-Anzeiger“ in seiner Sonntagsnummer, daß er an folgender „Post“-Rolle Gefallen gefunden hat:

Die sozialdemokratische Besteuerung der Arbeiter. Der Verband der Sattler (Ortsverwaltung Berlin) hatte in der Zeit vom 1. April bis 30. Juni d. J. nach einem Bericht des „Vorwärts“ folgende Einnahmen aus den Beiträgen seiner Mitglieder zu verzeichnen: Kaffe der Ortsverwaltung 26 914 Mark, Solokasse 15 257 Mk., Berliner Verwaltung 4035 Mk., zusammen also 46 206 Mk. Die durchschnittliche Mitgliederzahl betrug 1982, so daß auf das einzelne Mitglied ein Beitrag von durchschnittlich 1,84 Mark wöchentlich oder 95,88 Mark jährlich entfällt. Diese Steuer entspricht in dem als „reaktionär“ beschriebenen Preußen einem Einkommen von 4200 Mark. Würde sich die Sozialdemokratie bei der Einführung ihrer Steuerpflichtigen von den gleichen gerechten Grundätzen leiten lassen, wie das bei der Beratung der Steuerreform durch den preussischen Landtag geschah, so müßten die Berliner organisierten Sattler ein durchschnittliches Einkommen von 4200 Mark haben. Ist ihr Einkommen geringer, so beweist das nur, daß die ungerechteste und drückendste Besteuerung gerade bei der Sozialdemokratie zu finden ist.

Wir sind im Augenblick nicht in der Lage, die Richtigkeit der Zahlen nachzuprüfen. Ihre Berechnung läßt jedenfalls die Vermutung zu, daß es mit der Richtigkeit stark hapert. Aber abgesehen davon. Wie kann man von einer drückenden Besteuerung durch die Sozialdemokratie reden und das als Vergleich zur Staatssteuer heranziehen? Die Staatssteuer muß jeder entrichten, die „sozialdemokratische Steuer“ dagegen ist freiwillig, der sich jeder durch den Austritt aus der Organisation wieder entziehen kann! Aber der Vergleich hinkt auch darum, weil einschließend der indirekten Steuern der Staat dem Arbeiter viel mehr abnimmt, als er an seine Gewerkschaft zahlt. Besonders ergötzlich ist es natürlich, von „gerechten Grundätzen“ bei der Beratung der Steuerreform im „reaktionär“ beschriebenen Preußen zu lesen. Diese gerechten Grundätze bestehen bekanntlich darin, daß der Steuerzahler, der weniger als 3000 Mark Einkommen hat, jeden Pfennig versteuern muß, denn die Höhe des Einkommens wird mit Hilfe des Arbeitgebers genau festgestellt, während alle Wohlhabenden und Reichen sich vom Steuerzahler zu drücken können, denn sie betreiben sich selber einschließen. Der „Centr.-Anz.“ dürfte also wirklich beim Handhaben der Reaktionsjocher etwas vorsichtiger sein!

Neigung aus Wasserstrot. Am Sonntag nachmittag hatte sich ein aufsteigend nicht besonders geistiger Schwimmer von der Garinonbadaufstalt an der Königsbrücke mit einer sogenannten Renne allzumeil in das Jahrbasser der Elbe begeben. Er geriet durch Unpassen des Bootes in Lebensgefahr. Die vergeblichen Anstrengungen des mit den Wellen kämpfenden, wurden von einem kleinen Duglerdampfer bemerkt, dessen Führer den Bedrängten herauszog und an Bord nahm.

Die Hinrichtung Grete Beiers hält die „Magdeb. Ztg.“ für gerechtfertigt. Das Blatt wendet sich gegen unsere Ausführungen wider die Todesstrafe und sagt hierzu: „Ist es denn möglich, daß politische Verbrechen solche Formen annehmen kann? Das ist nicht mehr die Sprache einer politischen Partei, mit der — auch wenn sie noch so radikal ist — man kämpfen und sich auseinandersetzen könnte, das ist die plamstiffige Erörterung jedes wahren Gefühls in unserm Volkstum.“ Wir erlauben uns nur die eine Gegenfrage. Ist nicht die staatlich abgestempelte Todesstrafe viel eher geeignet, jedes wahre Gefühl in unserm Volkstum zu ersticken, als die schärfste Sprache eines oppositionellen Blattes?

Der Magdeburger Mieterverein wählte eine Kommission, welche die Gründung einer Baugenossenschaft oder, wenn möglich, den Anschluß an die schon bestehenden Genossenschaften vorbereiten soll. Die bisher durch den Verein vermittelten Umsätze sind trotz des billigeren Preises zur größten Zufriedenheit der Auftraggeber ausgeführt worden. Die Einrichtung einer Liste nicht zu empfehlender Mieter von Seiten der Hausbesitzervereine gab Veranlassung, ebenfalls eine Liste nicht zu empfehlender Hausbesitzer sowie eine solche besonders zu empfehlender Häuser aufzustellen. Am Dienstag den 11. August findet eine ordentliche Mitglieder-Versammlung statt.

Blitzschläge. Bei dem am Sonntag nachmittag über Magdeburg niedergegangenen Gewitter schlug der Blitz in einen an der Odenstedter Chaussee stehenden großen Holzschuppen, jedoch ohne zu zünden. Ein zweiter Blitzstrahl traf das Feuerweh- Dienstgebäude in der Wilhelmstraße, wurde aber durch den Blitzableiter in die Erde abgeleitet. Ein in der Nähe befindlicher Feuerwehrmann bemerkte nur einen, von einem knallenden Geräusch begleiteten intensiven Lichtschein.

Uebersfahren. Die leidige Unsitte der Kinder, sich an Wagen anzuhängen und ein Stück Weges mitfahren zu lassen, hatte am Sonntag mittag in Budau um ein Paar zwei Knaben das Leben kosten können. Vor dem Hause Felbstraße 16, Ecke der Brauerstraße, standen zwei mit Ausflügler besetzte Omnibusse der Firma Fiering zur Abfahrt bereit. An einem der Wagen hatten sich zwei Knaben auf die an der Seite angebrachten Trittbretter gesetzt. In dem Augenblick, als die Pferde angegan, stürzten die Knaben herab und kamen direkt vor die Räder zu liegen. Durch sofortiges Zurückweichen der Pferde konnten die Führer vor dem Uebersfahren bewahrt werden. Immerhin zogen sich die Knaben derartige Verletzungen zu, daß sich ihr Transport nach den elterlichen Wohnungen als nötig erwies.

Vom Gerüst gestürzt. Der Dachdecker Otto Schmidt, Georgenplatz 2 wohnt, stürzte am Sonnabend nachmittag im Stadthaus Hofejeer vom Gerüst aus einer Höhe von mehreren Etagen herab und zog sich dabei schwere innere Verletzungen zu. Der Verunglückte wurde durch den Sanitätswagen der Feuerwehr nach dem Altkinderkrankenhaus gebracht.

Unfall. Der Schlosser Artur Wesemann, Sudenburg, St. Michaelsstraße 16 wohnt, quetschte sich am Sonnabend nachmittag bei der Firma Hermann Liebau an einer Walze die rechte Hand. Der Verletzte fand Aufnahme im Sudenburger Krankenhaus.

Victoria-Theater. Das nächste Gastspiel des Hoftheaters wird am Donnerstag den 30. Juli stattfinden. Zur Aufführung gelangt „Lorbeerbaum und Bettelei“.

Allgemeine Ortskrankenkasse.

Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf den 18. Juli.

Mitgliederbestand am 25. Juli		Krankenbestand am 25. Juli	
männliche . . .	5968 (5918)	männliche . . .	208 (177)
weibliche . . .	1938 (1926)	weibliche, ausschließl. d. Wöchner. . .	72 (80)
zusammen	7906 (7842)	zusammen	280 (257)
männl. 75,4% (75,4%)		männl. des Mittgl. 3,4% (3,0%)	zus. 3,5%
weibl. 24,6% (24,6%)		weibl. d. Wöchner. 3,6% (3,1%)	(3,2%)
Wöchnerinnen 16 (16)		Mitglieder . . .	(2)
		Gesamtes Krankengeld am 25. Juli Mk.	2017,10 (1700,87)

Letzte Nachrichten.

Bb. Berlin, 27. Juli. Der amerikanische Thomaswagen ist heute vormittag auf der Fernfahrt Newyork — Paris hier eingetroffen.

Bb. Hamburg, 27. Juli. Gestern herrschte in der Umgebung ein heftiges Gewitter mit Volkkendern und Hagel, das großen Schaden anrichtete. In Langensfelde wurde ein großes Bauernhaus durch Blitz in Brand gesteckt und total vernichtet. Vier Pferde, sieben Kinder und ein Hund sind dabei umgekommen, ein Mädchen wurde schwer verletzt.

Bb. Schneidemühl, 27. Juli. Beim Bootfahren auf dem Sandsee schlug ein mit zwei Insassen besetztes Boot um. Während der eine sich an das Boot anklammerte und gerettet wurde, ist der

andere, der 50jährige Brauergehilfe Paul Schwobert, ertrunken. Die Leiche wurde geborgen.

Bb. Tegucigalpa (Honduras), 27. Juli. Die Regierungstruppen haben die von Revolutionären jüngst genommene Stadt Cholulca am Sonntag wiederobert.

Der Sieg der türkischen Revolution.

*** Paris, 27. Juli.** Ueber die jungtürkischen Pläne nach der erfolgten Bemittlung der Verfassung äußerte sich Ahmed Rıza noch folgendermaßen: „Wir legen die Waffen noch nicht nieder, wir sind zwar über den erzielten Erfolg erfreut, aber wir warten ab, bis das Parlament Beweise seines guten Willens und seiner Macht gegeben hat. Wir verlangen außer der Konstitution die Zulassung freier Wahl, Generalamnestie und Pressefreiheit. Bis wir unsern Willen durchgesetzt haben, bleiben unsere Freunde in den Bergen mit den Waffen in der Hand. Unsere Organisation dauert fort. Wir zweifeln nicht an der Aufrichtigkeit des Sultans, erwarten aber bestimmt die Einlösung aller gegebenen Zusicherungen. Wenn wir unsern Zweck erreicht haben und an der Wirksamkeit des Parlaments nicht mehr zu zweifeln ist, werden wir loyal die konstitutionelle Regierung unterstützen.“

*** Konstantinopel, 27. Juli.** Der Sultan hat ein Erbe erlassen, durch das die politischen Gefangenen, soweit sie nicht wegen Mordes verurteilt wurden, amnestiert und die Zensur und die Schempolizei aufgehoben werden.

Bb. Saloniki, 27. Juli. Daß der Amnestieerlaß nur auf die inhaftierten Jungtürken angewendet wird, wurde von verschiedenen politischen Komitees bemängelt. Da in Monastir alle politischen „Verbrecher“ und Angeklagten freigelassen wurden, fordern sie eine deutlichere Fassung des Erlasses. Das Volk bereitet Enver bei großen Ovationen. Enver Bey hielt eine Ansprache an das Volk, in welcher er darauf hinwies, daß bis zur Erreichung des Zieles noch ein weiter Weg sei. Ein anderer Redner mahnte zur Vorsicht wegen der Flauheit des Sultans. Stelen der Spionage verdächtige Offiziere wurden gefesselt erschossen.

Bb. London, 27. Juli. „Daily News“ meldet aus Konstantinopel, daß jungtürkische Komitee hat der Ottomanischen Bank Befehl gegeben, die Summen, welche von den Steuereinnahmen herrühren, nicht mehr an die Regierungsbekanntgaben abzugeben. Die Jungtürken verlangen, daß den politischen Verbannten gestattet werde, aus dem Auslande zurückzukehren.

*** Konstantinopel, 27. Juli.** Die Stadt ist nach wie vor ruhig. Obwohl die Antinomie der Verfassung die Lage gebessert hat, verhält sich der überwiegende Teil der Bevölkerung reserviert. Hinsichtlich der Anwendung des neuen Regimes legt man großen Skeptizismus an den Tag; man glaubt, daß bei gegebener Gelegenheit der Sultan die gemachten Zugeständnisse wieder zurückziehen wird.

*** Konstantinopel, 27. Juli.** Gestern fand in Istanbul ein großes Meeting statt, nach dessen Verlauf mehrere tausend Türken mit Fahnen und Musik nach verschiedenen Regierungsgebäuden zogen und dem Großwesir eine Adresse überreichten, in welcher sie dem Sultan für die gemachten Zugeständnisse ihren Dank aussprachen.

*** Konstantinopel, 27. Juli.** Die Wiedereröffnung der Verfassung ist in der ganzen Türkei offiziell bekanntgegeben worden und hat überall große Begeisterung hervorgerufen. Die jüngst mobilisierten Kleinasiaten Redivivus werden aus dem dritten Korpsbereich zurückbeordert. Anher einer vom Militärkomitee von Saloniki am Donnerstag, nachts, veranlaßten Fiktionierung dreier Spione, eines Zivilisten und zweier Offiziere, sind bisher keine Opfer der Bewegung bekannt geworden. Die Gefangenen in Monastir und anderen Orten wurden nicht, wie gemeldet, freigelassen, sondern haben sich in der Verwirrung selbst befreit.

Die persische Revolution.

*** Petersburg, 27. Juli.** Die Revolution von Tabriz ist von Wut gegen die Regierung entbrannt und die Truppen des Schahs unter Anführung Rachim Khan beschäftigen sich aus Mangel an Proviant mit Rauben. Es erwies sich, daß die Truppen des Schahs ohne Patronen sind und ihre Unterwerflichkeit damit ausgepielt haben. Die Revolutionäre haben wieder Oberwasser und sind fest überzeugt, daß es der Regierung nicht gelingen wird, die Freiheit zu unterdrücken.

*** Tabriz, 26. Juli.** Das Gewehr- und Geschützfeuer dauert fort unter Teilnahme der Gibai von vier Stadtbezirken, welche Satta Khan unterstützen und gegen den Darasschi Zolamie und die Regierungstruppen operieren. Gleichzeitig wurde das Haus des zeitweiligen Gouverneurs, Sirizing Mulkatir ed Donleh, beschossen, doch erfolglos, da die Reiter Rachim Khan zur Hilfe herbeikamen. Am Abend des 23. Juli begannen die Schmarotcher von neuem. Die Reiter der Regierung einerseits, der Gibai und der Gibai andererseits plündern die Läden und Häuser. Die Zufuhr aus den umliegenden Dörfern an Brot und Lebensmitteln, die unvermeidbare Preise erlangt haben, hat aufgehört.

Bb. London, 27. Juli. „Daily Telegraph“ meldet aus Teheran: Nur eine kleine Abteilung Soldaten, etwa 200 Mann, konnten zusammengebracht werden, um nach Teheran zu gehen, da der Schah nicht in der Lage ist, den Truppen ihren Sold regelmäßig auszugeben. Drei Offiziere haben sich geweigert, mit ihren Regimentern abzugehen. Eine große Kundgebung wurde gestern vor dem Palaste von Bagisch veranstaltet. Mehrere hundert Soldaten protestierten vor dem Palaste, wohin sich der Schah zurückgezogen hatte. Die Soldaten werden dagegen vom Schah regelmäßig bezahlt und nehmen daher auch an der Bewegung nicht teil.

Bb. London, 27. Juli. Nach einer Meldung des „Daily Telegraph“ aus Teheran sind Veruche, mittels drahtloser Telegraphie von Marashe über Teheran zu Teheran zu verkehren, gestem vorgenommen worden. Die Veruche sollen erfolgreich gewesen sein.

Bb. Tabriz, 26. Juli. Den ganzen Tag über dauerte das resultatlose Geschützfeuer fort. Die Händler wandten sich durch Bemittlung der europäischen Missionen in Teheran an den Schah mit der telegraphischen Bitte, die Ordnung im Lande wiederherzustellen und die Sicherheit von Leben und Eigentum zu garantieren, indem er den Karabagretiem abzugeben befehle und die Waischeidungsverammlung auflöse.

Wettervorhersage.

Dienstag den 28. Juli: Ziemlich heiter, sehr warm, lokale Wärmegewitter.

Aus dem Geschäftverkehr.

Unter dieser Rubrik taucht die Seite 50 fig.

Kufefe
Kinder-
nahrung
Kranken-
kost.
Hervorragend bewährte
Nahrung.
Die Kinder gedeihen
vorzüglich dabei
u. leiden nicht an
Verdauungsstörungen.

